Die holde Törin

Ida Boy-Ed

Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Nemini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Nemini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Ein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Islandfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
23. Jahrgang. ○ Band 14.

Die holde Törin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Zweiter Band.

Stuttgart 1907.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Siebentes Kapitel.

In die Stille des Zimmers hinein drang ganz von fern der Lärm des Straßenlebens. Alle seine Töne waren so sehr durcheinandergemengt, daß er zu einer undeutlichen Musik wurde, in die sich jede Melodie hineinträumen ließ. So hörte er sich angenehm an und verband die Abgeschlossenheit der Stille mit dem brausenden Leben draußen in einer Art, die die Ruhe zum erhöhten Genuß machte.

Auf dem Tisch mitten im großen Zimmer brannte ein Lampenlicht über kunstvollem Fuß, unter orangefarbenem Seidenschirm. Das bißchen Glut im Kamin war nur Dekoration; die milde Wärme im Raum kam von einer Wasserheizung her, deren Rohre unter den Fenstern hinter bronzenen Gittern sich verbargen.

Auf der Chaiselongue lag Carry Forsting, und ihres verstorbenen Vaters wunderschöne Frau stopfte ihr die Kanten und Zipfel einer bunten Decke fest, wo es nur ging: im Kreuz, an den Schultern, um die Füße.

„Warm sollst du es haben," sagte Leonie voll zärtlicher Sorge, „der Doktor meint, es stecke dir doch was in den Gliedern."

„Ach, Unsinn — das bißchen Erkältung."

„Es könnte Influenza werden oder noch Ernsteres. So. Und gleich geb' ich dir heißen lemon quash. Du gehorchst. Nun befehle ich mal!"

Carry lächelte und kam mit ihrer Hand unter der Decke heraus, um der anderen die Wange zu streicheln.

„Wenn du krank wirst, Herzchen, sag' ich das Konzert ab," versprach Leonie.

„Unter keinen Umständen!"

„Unter allen Umständen."

Auf der Schwelle erschien das Stubenmädchen mit der heißen Limonade auf einem silbernen Teller.

Nun mußte die eben so fest eingewickelte Carry wieder ausgewickelt werden, sich ein wenig aufsetzen und die Limonade trinken, was nicht so rasch von statten ging, denn sie dampfte mit heißem Qualm Carry ins Gesicht.

„Wir verschieben das Konzert."

„Das geht ja nicht. Der Saal. Das Orchester. Und Herr Baranowitsch!"

„Der sucht sich eine andere Solistin."

„Bis übermorgen?"

„Hundert!" sagte Leonie.

Carry seufzte. Hoffentlich war ihr bis übermorgen wieder besser. Sie hatte es ein bißchen im Hals, ein bißchen im Kopf und in allen Gliedern. Nur eben gewissermaßen lauter Andeutungen. Aber Leonie bestand darauf: es mußte gleich zum Doktor Strauß geschickt werden, denn sie sah im Geist schon Carry mit Scharlach oder Typhus in Lebensgefahr.

Das glühende Getränk war endlich bezwungen, Carry ließ sich abermals fest einwickeln wie ein Paket. Nur Augen und Stirn schauten noch eben gerade aus der Decke. Es wäre schrecklich, dachte Carry, wenn ich in der Tat erkranken sollte. Sie wußte ja: Leonie war im stande, dann alles über den Haufen zu werfen und sich der neuen Situation ganz hinzugeben.

Carry lag ganz still und dachte an die entscheidende Bedeutung, die das bevorstehende Konzert für Leonie und damit auch für sie selbst haben konnte. Errang

Leonie den Erfolg, den alle Welt erwartete, so änderte sich ihr Leben und damit auch ihr eigenes völlig. Carry haßte eine Existenz nach dem Kursbuch und den Lärm, der das Dasein einer von Engagement zu Engagement reisenden Künstlerin notwendig begleitet. Aber sie war entschlossen, es zu teilen. Das letzte Wort eines Sterbenden gebot ihr, Leonie nicht zu verlassen . . .

„Bis sie vielleicht einmal mich verläßt," dachte Carry. Um zu d e m zu gehen, der sie liebt!

Sie schloß die Augen. Der Schmerz dieses Gedankens war so groß, daß sie sich ganz in ihn versenken mußte, um ihn niederkämpfen zu können.

Morgen kam er — wahrscheinlich. Es war seit den Hochsommertagen in Gerlachshausen so verabredet gewesen: wenn nichts dazwischen käme, wollte er mit Spanier am Tage vor der Generalprobe eintreffen. Und was sollte denn dazwischenkommen? Carry fühlte es nur zu deutlich: er würde imstande sein, von einem schweren Krankenbett hinwegzugehen, seine Pflicht in andere Hände legend, nur um Leonie zu sehen . . .

„O käme er nicht," dachte sie, und unter ihren Wimpern hervor quollen Tränen, die sie verstohlen fortwischte.

Leonie aber ging mit unhörbaren Schritten im Zimmer hin und her, legte ein paar dicke Stücke Holz auf die Kaminglut, rückte die beiden Prunkleuchter zurecht, die auf dem Sims standen, sah dabei ein bißchen in den Spiegel, räumte danach allerlei auf ihrem Schreibtisch zurecht und fand endlich so viel Geduld in sich, bei der Lampe am Tisch zu sitzen.

Sie hatte eine kleine Arbeit zwischen den weißen Fingern, ein schwarzes Seidenläppchen und weiße Fäden und ein Schächtelchen mit Silberflittern vor sich auf dem

Tisch. Das sollte ein Pompadour für Carry werden, ein kleines Wunderwerk von Zeichnung und Halbtrauerfarben. Denn Leonie konnte dergleichen in der reizendsten Weise erfinden, und wenn ihr das Fertigmachen schließlich zu langweilig wurde, nahm Carry ihr die Sachen aus der Hand und stickte weiter.

Auch Leonie dachte viel. Rasch und sehr lebhaft malte sie sich aus: Carry würde gewiß krank werden. Sie wollte sie pflegen. Ganz allein. Tag und Nacht. Und anstatt in der prachtvollen Konzertrobe würde man sie im Hauskleid, mit weißer Schürze im Krankenzimmer walten sehen. Oh, sie wollte die liebe, engelsgute Carry, die immer so viel, so viel Geduld mit ihr hatte, pflegen, wie noch nie ein Mensch gepflegt worden war! Endlich einmal eine Gelegenheit, sich dankbar zu zeigen. Und sie war auf dem besten Wege, zu w ü n s c h e n, daß Carry erkranken möge. Sie gefiel sich außerordentlich in der Rolle, in die sie sich eben hineinlebte, und fühlte sich gut und größer als andere Menschen, die nicht im stande sind, Opfer zu bringen.

Das Stubenmädchen, eine elegante Erscheinung im schwarzen Kleid mit weißem Kragen, Manschetten und Häubchen, kam wieder herein und brachte die Abendpost.

Gleich ließ Leonie die Handarbeit im Stich und rief, daß sie alles Carry vorlesen wolle. Carry wandte ein, daß Leonie ihre Stimme schonen solle. Stimme? Ach, das war ja egal. Die Hauptsache war, daß Carry sich auf der Chaiselongue nicht totlangweile.

Heimlichkeiten gab es in Leonies Leben nicht. In schrankenlosester Offenheit teilte sie jedes Erlebnis mit Carry. Seit Leonie nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz wieder mehr mit Männern zusammentraf, bei Proben, in Konzerten, in den Ensemblestunden Kleymanns, ge-

schah es zuweilen, daß deutliche Annäherungsversuche an die schöne Witwe gemacht wurden, von der vielleicht auch mancher Mann glaubte, sie sei eine reiche Witwe. Und manch einer hatte es so eilig, daß er nicht das Trauerjahr abwarten wollte, ehe er seine Absichten erkennen ließ. Das behandelte Leonie als „Spaß" und erklärte von sehr hohem Thron herab, wie wohl einer von diesen Typen sich einbilden könne, einen Peter Forsting ersetzen zu wollen! Carry hörte es mit Dank und Zweifel. Denn wer wußte genau, ob diese Haltung durch Vergleiche mit dem Toten oder mit einem Lebenden bestimmt wurden! Vielleicht wußte Leonie es selbst nicht gewiß.

Da waren allerlei Briefe. Aber zuerst kam doch die Abendzeitung daran. Man mußte flink sehen, ob die Agentur auch ordentlich vorarbeitete. Richtig, da im Feuilleton unter der Rubrik „Kleine Kunstchronik" stand die erwartete Nachricht.. Leonie las sie laut durch das Zimmer hin, sich an Carrys Augen richtend, die glänzend aus dem Halbdunkel leuchteten und außer der Stirn eigentlich das einzige Erkennbare von ihr in dem Wust von Decken und Kissen waren.

„Wir machen nochmals auf das Konzert Baranowitsch-Forsting aufmerksam, das ein künstlerisches Ereignis zu werden verspricht. In seinem Vaterland ist Sender Baranowitsch schon rühmlichst bekannt und gilt in weiten Kreisen als der künstlerische Erbe und Nachfolger Rubinsteins. Von einem reichen Mäcen, dem Fürsten Wladimir Lubotin-Konotop, wurden ihm die Mittel zum Studium zur Verfügung gestellt. Alle Erwartungen des kunstliebenden Millionärs sollen durch die Entwicklung, die sein genialer Schützling nahm, weit übertroffen sein. Wie es heißt, hat der Fürst auch in

Berlin Sender Baranowitsch die Wege geebnet, so daß die russische Kolonie, mit der Botschaft an der Spitze, das Konzert sicher zahlreich besuchen wird. Die Sängerin des Abends, Frau Leonie Forsting, eine Schülerin Professor Kleymanns, ist als Künstlerin von Eigenart und selten schönen Mitteln bisher nur bei Wohltätigkeitsgelegenheiten in die Öffentlichkeit getreten. Wer sie bei solchen hörte, konnte nicht im Zweifel bleiben, daß man ihr eines Tages auf dem Konzertpodium im ernsten Wettbewerb um künstlerischen Ruhm begegnen werde."

„Schön!" sagte Leonie etwas spöttisch, aber doch befriedigt. „Sehr im Schatten von Herrn Baranowitsch — findest du nicht?"

„Nun, da er doch eigentlich das Konzert gibt und alle Kosten trägt . . . die sind nicht klein! Denk mal: ein Orchesterkonzert! Und du weißt doch, daß er und sein Gönner eine bekannte große Sängerin haben und hoch honorieren wollten."

„Ja, und gegen die Novize, die umsonst singen will, hatten sie gräßliches Mißtrauen! Na, als Baranowitsch mich aber gehört hatte! Weißt du, was er an seinen Fürsten depeschiert haben soll: Sängerin Forsting Phänomen. Pardon, das hab' ich dir gewiß schon dreimal erzählt. Gott — es freut mich doch. Wo von diesem Erfolg alles abhängt! Ich kann doch nicht ewig dir auf der Tasche liegen!"

„Leonie!"

„Ja, aber mein Konzertkleid bezahl' ich selbst! Es ist doch zweihundert Mark teurer, als es sein dürfte."

„Aber Lonny! Die ganzen Jahreszinsen deines Kapitals reichen ja nicht für das Kleid. Wir wollen gar nicht davon reden."

„Doch, doch. Ich nehm' den Betrag vom Kapital. Es ist sozusagen eine geschäftliche Anlage."

„Daß du dein Kapital angreifst, erlaube ich nie. Es wäre nicht in Peters Sinn."

„Da hast du wohl recht," sagte Leonie; „ach," setzte sie dann rasch hinzu, „es ist auch ebenso nützlich als prachtvoll, ich kann zwei Winter lang darin auftreten. Wenn es nur rechtzeitig kommt! Es sollte doch heute abend abgeliefert werden."

„Es wird schon kommen," beruhigte Carry, „was ist sonst mit der Post . . ."

Leonie zeigte ihr einen ganzen kleinen Packen. Dann las sie der Reihe nach vor: Frau Doktor Strump und Tochter bedankten sich für die Konzertbillette. Desgleichen noch vier andere befreundete Familien. Der Hofschauspieler Lebus und Frau baten die Forstingschen Damen am Abend nach dem Konzert in aller Traulichkeit bei ihnen zu speisen. Ein Photograph bat um Angabe, wann er Frau Forsting in ihrer Konzerttoilette abnehmen dürfe.

„Es fängt an, es fängt an," jubelte Leonie.

Die andere lächelte ergeben vor sich hin.

„Und natürlich ein Brief von Doktor Wernefeld und einer an dich von deinem Spanier," sagte Leonie.

„Nicht immer ‚dein Spanier'," bat Carry. „Ich werde noch verlegen werden, wenn ich ihn wiedersehe."

„Wenn du etwa keinen Gebrauch davon machen willst, daß er dein ist, kann ich dir nicht helfen. Aber dein ist er. Zwischen all den Zeilen all der Briefe, die er dir nach Caux und hierher schrieb, lag er dir zu Füßen."

„Ach, da hat ihn bloß deine Phantasie liegen sehen."

„Dumm eigentlich, daß der Fürst erst am Tag des Konzerts kommt und gleich am anderen Morgen wieder

weiterreist, so daß wir nicht weiter in Verkehr mit ihm kommen können. Das hätte mir fabelhaft viel Spaß gemacht. Ein Fürst! Und Nerven müssen diese Russen haben! So in einer Tour von Paris über Berlin und Warschau nach dem Kaukasus hinunter. Bloß einen halben Tag in Berlin Rast, um seinen Schützling triumphieren zu sehen. Denn es *wird* ein Triumph. Für Baranowitsch und mich. Aber schade, daß der Fürst nur als eiliger Passant durchreist. Ich hatte mir vorgenommen, daß er mit uns befreundet werden müsse. Denk mal, wie das unseren Gerlachshausener Freunden imponiert hätte, einen Fürsten Wladimir Lubotin-Konotop in unserer Intimität zu finden."

„Ich denke nicht, daß es ihnen sehr imponiert hätte," sagte Carry von der Chaiselongue her. Aber Leonie hörte es gar nicht.

„Wie das klingt. Fabelhaft anziehend! Ein Name, um sich darin zu verlieben! Der hat gewiß finstere Schlösser an den Abhängen der Wolga und mißhandelt seine Leibeigenen, wenn er bei schlimmer Laune ist, und überschüttet sie mit Gold, wenn er gnädig fühlt."

„Die Wolga fließt meistens durch Ebenen, und die Leibeigenschaft ist lange aufgehoben," sprach Carry.

„Schwiegermütterchen, das sagst *du*! Mir kommt es aber nicht so vor. Eins ist gewiß: Baranowitschs Großmutter ist noch als Leibeigene geboren und soll ein wunderschönes Weib gewesen sein, das Gnade fand vor den Augen des damaligen Fürsten Lubotin."

„Kann sein. Schade, daß von ihrer Schönheit sich nichts auf den Enkel vererbte."

„Gott — ich finde seine Häßlichkeit doch sehr interessant. Er ist so klug-häßlich, daß er schon beinahe wieder schön ist."

„Lies lieber vor, was Spanier schreibt."

„Gucke mal an, also doch vor Neugierde brennend."

Carry hatte „Spanier" gesagt und einen anderen Namen gedacht . . .

Leonie nahm eine majestätisch ritterliche Haltung an, so daß überraschenderweise ein Zug in ihrem Wesen erschien, der an Spanier mahnte. Sie versuchte, auch seine Sprechart nachzumachen.

„Hochverehrtes gnädiges Fräulein! Mit lebhafter Freude sehe ich mir meinen Kalender an. Er meldet mir, daß der Tag meiner Abreise nach Berlin bevorsteht. Seit jenem Augenblick, wo Freund Doktor und ich den Damen auf dem Bahnhof in Gerlachshausen Lebewohl sagen mußten, haben wir eigentlich nur noch kindliche Rechenkünste betrieben. Wir haben nämlich jeden Tag die Zeit gezählt und ausgerechnet, daß es wieder vierundzwanzig Stunden weniger geworden seien.

„Ich wende mich nun ganz besonders an Sie, mein teures Fräulein, um mich Ihrer gnädigen Berücksichtigung zu empfehlen. Denn unsere verehrte Frau Forsting wird mit Freund Doktor voraussichtlich eine derartige musikalische Freimaurerei betreiben, daß ich, der aus dieser mysteriösen Gemeinschaft als ziemlich Unmusikalischer ausgeschlossen, mich ganz einsam und überflüssig fühlen muß, wenn Sie sich nicht meiner gütigst annehmen!"

„Kniet er, oder kniet er nicht?" fragte Leonie amüsiert.

„Ach — laß doch. Lies weiter."

„Mir scheint auch, ich darf schon deshalb ein wenig dreist bitten, bevorzugt zu werden, weil ich nur ein paar Tage bleiben kann, während Freund Doktor ja nun Berliner werden will. Doch! Und nach harten Kämpfen! An die Aufregung der alten Frau Schmeer und den stillen Kummer des Sanitätsrats mag ich gar

nicht denken. Aber Freund Doktor muß ja wissen, was er tut. Ich bin lediglich Zuschauer und Zuhörer geblieben bei diesen Kämpfen, was ebensosehr in meiner Natur lag als in der Natur dieser Kämpfe. Ich habe keine bevormundende Richtung in meinem Wesen, vielleicht ein betrübendes Zeichen von allzu großer Gelassenheit den Angelegenheiten des lieben Nächsten gegenüber. Aber keins von Mangel an Wärme. Das bitte ich herzlich zu glauben."

Carry hörte nicht weiter. Nichts von den ergebenen und vieldeutigen Schlußworten.

Sie richtete sich auf. Sie zitterte vor Erregung.

„Er kommt und bleibt!" rief sie, „von dir gelockt — von dir . . ."

Leonie war ein wenig betroffen, fast verdutzt. Sie erbrach Axels Brief und las ihn erst für sich und wurde ganz rot beim Lesen.

Das war ja nun aber auch. . . . Wer konnte denn gleich denken, daß . . .

„Lies!" flehte Carry außer sich.

Leonie hatte einen ganz stillen Ausdruck bekommen und änderte nun auch unwillkürlich ihre Stimme, als sie las: „Meine teure, gnädige Frau! Am Sechsundzwanzigsten nachmittags kommen wir an und steigen im Hotel ab, wo ich natürlich nur so lange bleibe, bis ich eine Privatwohnung finde. Schreiben Sie uns gleich, ob wir Sie noch am Abend des Sechsundzwanzigsten aufsuchen dürfen, oder ob Sie sich vor der Generalprobe ganz ruhig zu halten wünschen. In letzterem Fall sehen wir uns am Siebenundzwanzigsten morgens nach der Probe in der Philharmonie.

„Wenn Sie noch, bevor ich selbst zu ihm gehen kann, Kleymann sehen, sprechen Sie ihm von mir. Sagen

Sie ihm, daß Sie es sind, die mich zu dem Vorsatz erhebt, mich nun der Kunst zu widmen. Alles, was Sie mir an jenem unvergeßlichen Abend in Gerlachshausen gesagt, ist wie eine Saat gewesen, und in meiner Seele ist aus ihr der starke Mut emporgewachsen zum heiligen Kampf. Und aus jedem Brief, den Sie mir seither schrieben, kam der Sonnenschein, in dem mein Wille sich kräftigte und ihm das Feuer gab, über alle Widerstände hinweg, nur auf das Ziel loszustürmen . . . denn im Sturm muß ich's erringen, um bald neben Ihnen zu stehen . . . oder doch nicht allzu weit unter Ihnen . . .

„Ich lebe wie im Fieber. Die heitere Ruhe wird kommen, sobald die erste Prüfung bei Kleymann hinter mir liegt. Vielleicht auch kommt sie mir, wenn ich Sie wieder singen höre . . . Sie . . .

„Auf Wiedersehen Axel W."

Leonie wollte gewiß den Brief nicht fälschen, indem sie ihn vorlas. Dennoch aber — instinktiv — milderte sie seinen heißerregten Ton. Sie nahm alles leicht, las ohne ernste Betonung, als könne sie dadurch herausschmuggeln, was sie mit Verantwortung belud. Und das „auf Wiedersehen" schloß sie gleich an die Worte von der Prüfung bei Kleymann.

„Was hast du getan! Was hast du getan!" rief Carry und ging hin und her, die Hände faltend, als könne sie noch mit Bitten aufhalten, was schon im Werk war.

„Ich?" fragte Leonie zwischen Zweifel und Schuldbewußtsein ein wenig unsicher geworden.

„Ja du — ja du!"

Leonie dachte ernstlich nach. Sie wußte im ersten Augenblick nicht so ganz klar, was sie denn damals alles gesagt habe. Es lag so viel dazwischen. Die schöne

Reise. Und dann diese letzten Wochen in Berlin mit dem eifrigen Studium und dem Vorfieber zum Konzert und der neuen Bekanntschaft mit dem häßlichen, genialen Baranowitsch, der aus so fremder, geheimnisvoller Welt kam. Sie erinnerte sich auch nicht sofort daran, daß ihr jedesmal, wenn sie an den Doktor Axel Wernefeld schrieb, der hübsche Abend in Gerlachshausen wieder eingefallen war, an dem sie und er das alte biedermeiersche Doktorhaus mit jubelndem Gesang erfüllt hatten. Und daß sie dann, halb von dieser Erinnerung verführt, halb um ihm, den sie und Carry dankbar verehrten, eine Freude zu machen, jedesmal wieder von seiner schönen Stimme gesprochen hatte und von dem Unrecht, das er an sich begehe, mit solchen Mitteln der Kunst fernzubleiben.

Aber mit einem Schlag stand nun doch alles wieder vor ihr: die niedliche, welke alte Dame im Seidenkleid von verwischten sanften Farben, die stille Kleinwelt rund herum und die rauschende Art, wie der Mann die „Frühlingsnacht" gesungen.

„Ich weiß nicht was du willst," sprach sie eifrig, „warum ist das denn ein solches Malheur? Doktor Wernefeld hat wirklich ungewöhnliche Mittel!"

„Das glaubst du ja selbst nicht! Er sang wie ein geschmackvoller Dilettant. Ich bin überzeugt, daß seine Stimme nicht einen Saal füllen kann."

„Wer kann das sagen. Kleymann ist Meister im Entwickeln der Tragkraft des Tons."

„Und wenn selbst. . . . Er war doch glücklich in seinem Beruf. Er hatte es uns gesagt."

„Muß doch wohl nicht so ganz gewesen sein. Dann verließe er ihn doch nicht."

„Du hast ihn verlockt! Ihm die Phantasie vergiftet.

Nun verläßt er sein sicheres Brot. Und einen ehrenvollen Beruf."

„Oho! Er kann als Künstler viel mehr verdienen. Schätze! Konnte er das in Gerlachshausen? Und du willst doch nicht sagen, daß es ehrenvoller ist, Arzt zu sein als Künstler? Du — Peters Tochter — meine Nächste — meines Mannes Tochter!"

Sie war ganz flammende Leidenschaft und glaubte nicht anders, als mit des Doktors Vorhaben zugleich die ganze Kunst verteidigen zu müssen. Aber Carry blieb auf der geraden Linie.

„Und wenn er keinen Erfolg hat? In Not und Verzweiflung kommt?"

„Ach, er wird ja nicht!"

„Und wenn er eines Tages dasteht — ohne Beruf — die Türen des einen hat er hinter sich zugeschlagen — im anderen kann er sich nicht behaupten — was dann — was dann? Ich glaube, seine Mittel sind nur bescheiden."

„Wir würden ihn doch nie verlassen," sagte Leonie überzeugt.

„Das ist ja eine Redensart! Die dümmste, die es gibt. So oft — so sinnlos gebraucht," rief Carry und blieb vor ihr stehen. „Was denken sich die, die es sagen? Daß sie geben wollen, wenn einer in Not ist? Ja, kann der andere denn auch nehmen? Und kann er dauernd nehmen?"

„Mal dir doch nicht so was aus! Wernefeld ist sehr begabt. Du sollst mal sehen, der macht seinen Weg. Sei's im Konzertsaal, sei's auf der Bühne."

„Wissen wir nicht von Peter, welch ein Martyrium es ist, Halbkünstler sein mit vollem, kritischem Erkennen! Hat er uns nicht erzählt, was das für Jahre der heimlichen Verzweiflung waren, die er durchlitt, als er be-

griff, seine künstlerischen Mittel seien nicht so groß wie sein künstlerisches Wollen und Verstehen?"

Leonie verstand die ruhige, maßvolle Carry gar nicht. Und das Neue, diese fast noch nie beobachtete Erregung, lenkte sie einen Augenblick von dem Gegenstand des Streites ab.

„Wie bist du aufgeregt! Man könnte fast meinen, Axel Wernefeld ging dich besonders was an. Und dabei habt ihr euch beinahe gar nicht umeinander gekümmert," sagte sie ohne ernstliche Hintergedanken und nur ganz von Erstaunen über Carrys Wesen erfüllt.

Carry stand wie geschlagen. Ihr war, als habe sich ihr eine bleierne Hand auf den Mund gelegt.

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen und meldete die Ankunft der Konzertrobe. Die wurde als ein großer Wertgegenstand, der sie war, im Riesenkarton von einem Diener getragen und von einer Konfektionsdame begleitet.

Alles war vergessen: Doktor Wernefeld und sein kühner Entschluß, der Streit mit Carry und auch Carrys Erkältung und Pflegebedürftigkeit. Durch die ganze Wohnung hin verbreitete sich eine gewisse Aufregung. Das Stubenmädchen half der Konfektionsdame, der gnädigen Frau die Robe anziehen. Die Köchin stand voller Erwartung dabei. Wegen der Wichtigkeit des Vorganges fand die Anprobe vorn im Wohnzimmer statt, wo ja auch in der einen Ecke, sie abschrägend, ein großer Spiegel vom Fußboden bis hinauf zur Decke reichte. Die fünf elektrischen Lichter der Krone, die wie rosige Kelche aus weißen Glasblumen glühten, wurden aufgedreht, auch die Schreibtischlampe und die Beleuchtungskörper neben den Türen.

Der ganze Raum schwamm voll Licht. Und Carry,

deren Kopfschmerzen peinlicher zurückkehrten, nachdem sie in der starken Aufregung sie ganz vergessen gehabt, kauerte auf der Chaiselongue, durch das viele Licht körperlich beleidigt.

Sie sah von weitem der schönen Frau zu, die da vor dem Spiegel stand. Sie dachte an den teuren Toten: der wäre trunken gewesen vor Liebe und Stolz über den Anblick, den die Frau eben bot. Gewiß, das wäre er.

Da Leonie sich noch in Witwentrauer befand, hatte sie sich ein ganz schwarzes Kleid machen lassen. Aber es war von schweren, kostbaren Spitzen, die sich über glanzloser Seide hinbreiteten, und es umschloß sehr eng ihre schlanken Hüften und hatte eine fürstliche Schleppe. Die Mode des Tages gestattete einen erstaunlich tiefen Kleiderausschnitt, und Leonie hatte in naiver Freude an der eigenen Schönheit die Schneiderin davon einen unbedenklichen Gebrauch machen lassen. So leuchteten ihre weißen Schultern, ihr sehr enthüllter Nacken, der obere Teil der zarten Büste, die herrlichen Arme aus dem bißchen Taille wahrhaft strahlend hervor.

Die drei helfenden Frauen standen stumm vor Bewunderung.

Leonie selbst lächelte ihr Spiegelbild an in einem unbefangenen Vergnügen an ihrer Erscheinung.

„Wie stark muß ein Männerherz sein oder wie kalt, um sich hieran nicht zu berauschen," dachte Carry. Und wieder dachte sie an ihren Vater . . .

Sie allein war sein Trost, seine Liebe, seine Freude, sein Lebensinhalt gewesen nach dem Tode ihrer Mutter, nach dem Scheitern seiner künstlerischen Versuche. Ja, sie allein hatte seine Liebe besessen bis zu dem Tag, da er Leonie sah . . .

Carry entsann sich genau ihrer eifersüchtigen Tochter-

liebe! Sie war doch schon erwachsen — fast neunzehn Jahre. Und die, die nun ihre „Stiefmutter" werden sollte, war höchstens ein halbes Jahr älter als sie selbst. Und sie wollte ihren Vater nicht teilen — mit niemand. Aber weil sie verschlossener Natur war und ein maßvoller Mensch, verriet sie damals ihre Eifersucht nicht. Sie hielt sich an den Gedanken: „Ich gehe, wenn ich es nicht ertragen kann!" Und dann war sie nicht gegangen. Denn sie begriff es bald: auf ihres Vaters Liebe konnte sie nie verzichten, sie konnte sich den geliebten Vater aber nur ganz erhalten, wenn sie sich mit dem Dasein dieser Frau abfand.

Mit Eifersucht hatte sie ihr entgegengesehen, mit Mißtrauen und Ungeduld sie in der allerersten Zeit ertragen, und dann — dann mußte sie mitlieben — auf eine nie ganz entwaffnete, immer hellsehende und dennoch opferfreudige Art. Mußte lieben, wie man die Natur liebt: in Freude und Schrecken.

Und nun schien es, als wollten alle Eifersuchtsleiden jener ersten, harten Tage zurückkehren. Anders zwar — aber doch als Eifersucht!

Um des Toten willen? Dessen Wert und Wesen nicht so rasch vergessen werden sollten? Oder um eines Lebenden willen?

Ach, Carry konnte es selbst nicht auseinanderwirren in ihrem Herzen. Vielleicht war das auch gar nicht möglich. Gefühle liegen im Menschenherzen nicht säuberlich sortiert nebeneinander wie verschiedene Farben im Pastellstiftkasten des Malers.

„Na," sagte Leonie vom Spiegel her, „was sagst du?"

„Sehr schön," sprach Carry. Sie konnte es kaum klar sagen. Sie wollte eigentlich fragen, ob das Kleid nicht zu tief ausgeschnitten sei. Aber sie brachte es nicht heraus.

„Laß sie,“ dachte sie verzweifelt. Sie begriff es so deutlich: gegen die Schönheitsgewalt und das Zauberwesen dieser Frau gab es keine Waffen — keine, als das Erkennen.

Und würden s e i n e Augen wohl den klaren Blick gewinnen zu dieser Erkenntnis? Ehe es zu spät war für ihn? —

Nach diesem Zwischenfall kehrte das Gespräch der beiden Frauen nicht mehr auf Axel Wernefeld zurück. Carry vermied es, weil sie davor zitterte, sich zu verraten. Sie ging früh zu Bett, von der abermals aufwallenden zärtlichen Fürsorge Leonies wie ein Kind zur Ruhe gebracht.

Leonie aber saß noch lange wach. Sie war in der belebtesten Stimmung. Sie fühlte, daß sie blendend aussah in dem Kleid, und freute sich darüber wie ein Kind an neuen und bunten Dingen. Wichtig dachte sie über den Moment ihres Auftretens nach. Davon hing ja viel ab. Der erste Eindruck entschied oft alles. Sie nahm sich vor, langsam durch die Gasse, die das Orchester bildete, nach vorn an die Rampe des Podiums zu kommen, damit nur kein Mensch denke, es sei ängstliche Unruhe in ihr. Sie hatte keine Angst, gar keine.

Was wohl Axel Wernefeld und Spanier sagen würden? Es war doch nett, daß sie extra zu dem Konzert herkamen. Axel war natürlich etwas verliebt in sie. Warum sollte er auch nicht?

Und sie lächelte vergnügt in sich hinein. Es war das Allerförderlichste, was es für den lieben, guten Doktor Wernefeld geben konnte: verliebt zu sein. Kleymann rang so oft die Hände, wenn aus dem Vortrag seiner Schüler und Schülerinnen kein Fünkchen Glut heraussprühen wollte; dann jammerte er: könnte ich

Ihnen doch eine unglückliche Liebe verschreiben wie ein Rezept oder meinetwegen auch eine glückliche, nur Bewegung, meine Kinder, seelische Bewegung! Ohne das keine Vibration. Ja, so lamentierte Kleymann manchmal.

Und Leonie hatte von der Liebe auch nur so eine ungefähre Vorstellung als von einer der Kunst höchst nützlichen, unterhaltenden, seelischen Bewegung. Sie schrieb sich gewissermaßen ein Verdienst zu, weil sie Axel offenbar in eine solche gebracht hatte. „Verliebtheit," sagte Kleymann, „ersetzt oft den göttlichen Funken." Sie, Leonie, habe den von selbst, der erzeuge Flammen, ohne einer Zündschnur zu bedürfen.

Sie wollte sehr gut zu ihm sein. Ein bißchen übereilt war es wohl von ihm, bloß so auf ein „paar Komplimente" hin gleich den Beruf wechseln zu wollen. Aber er hatte doch eine schöne Stimme und viel Talent. Warum sollte nicht aus ihm ein echter Künstler werden? Die Intelligenz dazu besaß er auch. Und alles, was sie an vorteilhaften Verbindungen erlangt hatte oder noch erlangen würde, sollte ihm auch zu gute kommen. Das verstand sich. Dafür wollte sie sorgen. Schade, daß Peter nicht mehr lebte. Das wäre so recht was für ihn gewesen, so jemand zu protegieren.

Carry nahm eben alles zu schwer. Das kam: sie hatte keine Phantasie und kein Tröpflein raschen Künstlerbluts in ihren Adern.

Die liebe Carry. Aber natürlich: wenn Carry wirklich krank wurde, sagte sie das Konzert ab und pflegte die Leidende. Das Opfer würde schwer sein — nach der Anprobe des Kleides schien es schwerer noch — aber es mußte gebracht werden. —

Leonie, die a l l e s freudig tat und nur keine Lebensstille vertrug, brauchte aber dies Opfer nicht zu bringen.

Carry war am anderen Morgen wieder wohl, und es ging im Lauf des Vormittags ein Rohrpostbrief an die Herren Wernefeld und Spanier ab, der beide einlud, um sieben Uhr bei Frau und Fräulein Forsting zu dinieren. Carry hatte ihn geschrieben, ein wenig förmlich. Und an Spanier war er adressiert worden, „weil er im Hotel bekannt sei," erklärte Carry unnötigerweise. Sie hatte nur nicht an Axel schreiben wollen. Leonie lachte dazu und dachte sich, daß es Carry eben doch wohl nicht so ganz gleichgültig sei, sich von Spanier verehrt zu fühlen. Einmal hatte ja auch der „Rechte" für sie kommen müssen.

Auch Herr Sender Baranowitsch bekam eine Einladung zu dem Essen. Er verkehrte, seit er in Berlin eingetroffen war, natürlich sehr viel bei den Damen.

Er war auch am Abend der erste Gast. Immer kam er viel zu früh oder viel zu spät und störte so oder so die Ordnung. Heute aber war Carry ihm dankbar dafür. Eine fremde Persönlichkeit erleichterte durch ihre Gegenwart das Wiedersehen mit den Freunden, das Carry fast erdrückend bedeutungsvoll schien.

Baranowitsch hatte noch rasch eine wichtige Besprechung mit Leonie. Im ersten Teil des Konzerts sollte sie eine Arie mit Orchester singen aus einer noch unvollendeten Oper des Komponisten. Ihm war eingefallen, daß da ein bestimmter musikalischer Gedanke noch anders herausgehoben werden könne, und er bat Leonie, ob sie nachher nicht die Stelle zusammen durchgehen könnten, um zu erproben, ob sie als Sängerin sich noch in die veränderte Auflösung der einen Klangfigur finden könne, nachdem sie sich die erste Fassung ganz zu eigen gemacht. Aber Leonie sagte gleich, das mache ihr keine Schwierigkeiten; da sie nie etwas mecha-

nisch in sich aufnehme, so bleibe sie stets von ihrem Gedächtnis unabhängig, werde nie dessen Sklavin. Baranowitsch zeigte sich wie immer entzückt von seiner Mitarbeiterin. Daß sie auch nebenbei ein sehr schönes Weib sei, hatte er wohl kaum bemerkt. Es gab für ihn nur eine Wichtigkeit: seine eigene Kunst und die Aufgabe, sich mit ihr durchzusetzen.

Die verwöhnte Leonie hatte viel Vergnügen an seiner rücksichtslosen Art und sah sein Benehmen an wie ein amüsantes Schauspiel. Danach zu streben, daß er in ihr auch die schöne Frau erkenne, fiel ihr nicht ein. Dazu war sie zu unbekümmert. Carry hatte es so oft beobachtet, als ihr Vater noch lebte: die junge Frau bereitete ihm niemals die kleinste Verstimmung dadurch, daß sie kokettierte. Sie nahm die Bewunderung der Männer hin wie Sonnenschein: den erzwingt man auch nicht, empfindet ihn aber angenehm, wenn er wärmt.

Alle Augenblicke, während die beiden musikalische Fragen mit höchstem Eifer verhandelten, sah Carry nach der Uhr auf Leonies Schreibtisch. So langsam schob sich der große Zeiger auf sieben. Dann erreichte er sie. Und er war schon ein wenig über sie hinaus, als endlich die Tür sich öffnete und die Erwarteten eintraten.

Obschon sich die ersten Minuten durchaus in dem Rahmen des Freundlich-Konventionellen abspielten, schienen sie Carry doch wie von einem Tumult erfüllt, durch dessen betäubende Verwirrung sie sich nicht zur Klarheit und Freiheit herausarbeiten konnte.

Leonie aber strahlte in reiner Herzensfreude, die beiden ihr so sympathischen Menschen wiederzusehen. Und was Axel betraf, so fand sie ihn sehr verändert: bleich, magerer, und als ob er größere, vielsagendere Augen bekommen habe.

In aufwallendem Enthusiasmus meinte sie, das sei schon der Adel der Kunst, der von seiner Stirn leuchte. In dieser Aufwallung drückte sie ihm innig die Hand und sah ihn glücklich an.

„Willkommen bei uns. Bei uns im Haus. Bei uns in Berlin. Bei uns in der Kunst! Es war der einzige Entschluß, den Sie fassen konnten! Morgen nach der Generalprobe wird Kleymann Sie prüfen."

Herr Baranowitsch wurde vorgestellt, und wenn Axel etwa im voraus Eifersucht auf den russischen Musiker durchlitten haben sollte, beruhigte dieser Augenblick sein Herz. Sender Baranowitsch war ein kleiner Mann mit verhältnismäßig großem, häßlichem, bartlosem Haupt, das von einem bekannten Bildhauer schon als Modell benutzt worden war bei der Darstellung eines entarteten römischen Imperators. Das Gesicht von speckigem Teint hatte einen großen Mund mit starken Lippen, eine gebogene Nase, die zugleich fleischig war, und unter fast brauenlosen Stirnbogen Augen, die brannten und blitzten. Es war die mächtigste und schönste Stirn, die man sich vorstellen konnte, die über diesen raschblickenden, düsteren, scharfen Augen sich erhob.

Baranowitsch nahm die neue Bekanntschaft mit höchster Gleichgültigkeit hin, bis er erfuhr, daß Axel einen „grandiosen Tenor" habe und eine „eminente musikalische Begabung". Von da an war Axel jemand, der vielleicht eines Tages in den Dienst von seinen — Baranowitschs — Werken gestellt und ein Interpret Baranowitscher Lieder werden konnte.

Spanier war Luft für ihn, was dieser aber kaum bemerkte.

Er ertrug auch mit bestem Anstand das übermäßig viele Musiksprechen während der Mahlzeit. Und in

welcher Situation hätte Spanier sich nicht mit bestem Anstand zu betragen gewußt.

Er war einer jener angenehmen Egoisten, die aus dem Bedürfnis nach Behagen alles um sich herum beruhigend und friedlich beeinflussen ohne Vorsatz, nur aus der Abgeklärtheit ihres Wesens heraus. So kam nun auch durch ihn schließlich eine gute, wohltuende Stimmung in die kleine Tischgesellschaft. Carry konnte lächeln und mit voller Sammlung am Gespräch teilnehmen. Axel bezwang seine nervöse Aufregung. Leonie fühlte sich genötigt, ein wenig auf Spaniers Unbildung in musikalischen Dingen Rücksicht zu nehmen.

Es war ein feines, geschmackvolles, kleines Essen, in der Art, wie Peter Forsting es im Kreis von wenigen auserlesenen Gästen bevorzugt hatte. Es stimmte wunderbar zu Spaniers Neigungen, und dies sowie die ganze Wohnung flößten ihm höchstes Wohlgefallen ein, seine Neigung für Carry angenehm noch erwärmend. Wahrlich, es konnte gar nicht besser passen. Und ihre offensichtliche Fassungslosigkeit bei seinem Eintritt hatte mit einem Schlag all sein Lampenfieber zerstreut. Er fühlte: mit Carrys Jawort würde er zurückkehren. Und diese Gewißheit gab seinem Ausdruck Glanz, seiner Unterhaltung ein gewisses stolzes Feuer, so daß er es endlich war, der die Tafelrunde beherrschte.

Baranowitsch verfiel in große Zerstreutheit, den Teller und die Gabeln wischte er mit seiner Serviette ab wie in einer Kneipe. Es wurde ein Fisch aufgetragen. Nachdem der Mann sich bedient hatte, hob er seinen Teller empor, um zu riechen, ob der Fisch frisch sei. Er handhabte Messer und Gabel mit fahrigen Gebärden. Zuweilen vergaß er weiterzuessen und starrte mit einem bohrenden Blick ins Gegenstandslose.

Sie sahen schonend darüber weg, obschon Spanier sich empfindlich dadurch verletzt fühlte, während es Leonie beinahe gar nicht störte.

Einmal fragte Leonie, wie es denn dem reizenden alten Paar gehe, und was sie zu Axels Entschluß gesagt. Da flackerte ein Rot so dunkel über sein Gesicht hin, daß Leonie die Frage bereute. Spanier nahm ihm die Antwort ab. In ernster Haltung, aber voll Objektivität sagte er: „Die alten Schmeers haben eben in den fünf Monaten unseren Freund Doktor wie einen Sohn lieb gewonnen. Das ehrt ihn. Nun verlieren die alten Leute nicht ohne Schmerz, was ihnen noch so überraschend neuen, erfrischenden Lebensinhalt gebracht hatte. Das ist begreiflich. Mama Schmeer hat viele Reden gehalten. Vielleicht zu viele. Das wird ein Fehler gewesen sein."

„Und du," dachte Carry, „du hast vielleicht zu wenige gehalten. Und das war ein noch größerer Fehler."

„Ja," sprach Axel, „ja — zu viel! Ich wurde beinahe mit Lebensweisheit betäubt."

„Die liebe, arme, alte Frau," sagte Carry.

Das klang sehr traurig und sehr vorwurfsvoll. Axel machte eine Bewegung — wie jemand, den ein harter Tadel überrascht und verletzt. Ein rascher Trotz flammte in ihm auf. Er wollte etwas erwidern. Sein Blick begegnete dem ihren.

Sie wußte ja selbst nicht, wie zärtlich und wie kummervoll sie ihn ansah.

Und sein Trotz sank zusammen. Er schwieg.

„Jeder muß den Weg gehen, den ihn sein Schicksal heißt," sagte Leonie.

Eine schwüle Pause entstand.

In sie hinein schlug Baranowitsch mit der flachen Linken auf den Tisch.

„Es muß nach C moll aufgelöst werden," rief er, und mit der Gabel, daran ein Bissen steckte, malte er die Noten in die Luft, dabei mit rauhem Ton eine Klangfigur summend.

„Ja," schrie Leonie beinahe und war begeistert. „Das ist es! Und das mach' ich Ihnen — Sie sollen mal sehen — gerade die Töne, das sind meine Glocken, sagte mein Mann immer . . ."

Carry hob die Tafel auf. Das war immer ihr Amt. Auch zu Lebzeiten Peter Forstings was es immer gewesen, als säße Leonie nicht als Hausfrau, sondern als ein gefeierter Sonntagsgast am Tisch.

„Heute muß es sein — heute — gleich!" dachte Carry, während man im Wohnzimmer umherstand und den Kaffee nahm.

Spanier, als Mann mit Geschmack für Kunstwerke, erbat sich die Erlaubnis, diese und jene Kleinigkeit näher betrachten zu dürfen. Carry führte ihn zu einem Meunierschen Relief und von da zu dem Schreibtischservice von Riemerschmied und dann zu einer Plakette von Fritz Behn. Aber erst als sie ihm ein kunstvoll eingebundenes Buch gab, damit er den köstlichen Einband aus dem Stoff eines alten Meßgewandes bewundere, erst da konnte sie leise bittend sagen: „Ich muß mit Ihnen allein sprechen. Wenn die anderen musizieren."

Sie sah ihn an, mit dunklen, flehenden Augen.

Sein Herz klopfte. Zum ersten Male diesen Augen gegenüber, zum ersten Male in dieser maßvoll bedachten, mit Haltung betriebenen Angelegenheit.

Er verbeugte sich stumm. Die Überraschung legte ihm ihre heiße Hand auf den Mund und hinderte ihn, ein Wort zu sagen.

Was wollte Carry? War dies ein Entgegenkommen

aus ungeduldigem Herzen, das nach dem erlösenden Wort schmachtete? Aber ihre Mädchenhaftigkeit war doch eher herbe als hingebend, und wenn wirklich eine geheime Sehnsucht nach dem Mann, nach der Liebe in ihr war, würde sie verstehen, das zu verbergen.

Die Spannung auf das, was diese Bitte zu bedeuten habe, raubte ihm ein wenig von seiner heiteren und wohlwollenden Überlegenheit, mit der er sonst auf die noch in unruhvollen Zuständen sich abplagende Menschheit herabsah. Sie gab ihm eine angenehme Erregung, und es war, als werde sein Wesen von einem Nachglanz jener rühmlichen Zeit durchglüht, da sein Blick und sein Lächeln zitternden Frauenherzen Gnade bedeuteten.

Er fand Carry anbetungswürdig. Er entdeckte, fast voll Rührung über sich selbst, daß die Ruhezeit, die zwischen seinen Don Juan-Jahren und dieser schönen Gegenwart lag, seinem Herzen Jünglingsfrische und ungeahnt raschen Schlag zurückgegeben hatte.

Leonie erklärte unterdessen ihren Gästen die Wohnung und zeigte Bilder ihres Gatten, und Axel sollte sagen, ob sie nicht vortrefflich seien. Denn es war ja für Leonie längst so, als ob Axel ein uralter Bekannter des armen, lieben Peter gewesen sei.

Ein paar harte Akkorde, die Baranowitsch anschlug, störten die Unterhaltung und riefen Leonie an den Flügel ins Musikzimmer. Das war von dem großen Wohnzimmer durch einen kleinen, hübschen Raum getrennt, in dem die kostbarsten Möbel und die wertvollsten Kunstwerke standen, dem man es aber trotzdem ansah, daß er eigentlich nur als Durchgang benutzt wurde. Durch ihn hin folgte Axel der schönen Frau, die nun Aufstellung neben dem Komponisten nahm. Baranowitsch spielte mit eisernem Anschlag, fest, klar, wie Kapell-

meister und Komponisten pflegen, die nur Gedanken herausarbeiten oder nur den Sänger halten wollen, und denen es auf Schönheit des Klaviertons wenig ankommt. Er zeigte Leonie, was er wollte. Und da sie es sofort begriff, lobte er ihre musikalische Intelligenz gegen Axel. Er wollte auch hören, was Axel könne, und verlangte, daß der vom Blatt weg ein Lied von Baranowitsch sänge. Dagegen sträubte sich Axel, denn er ängstigte sich davor, traute es sich nicht zu und fürchtete, sich eine Blöße zu geben, wenn er daneben sänge. Aber er erklärte sich bereit, die „Frühlingsnacht" zu singen, trotzdem es nach dem Essen sei. So saß denn der kleine Mann, mit der Zigarette zwischen den dicken Lippen, die funkelnden Augen halb geschlossen und schlug die Begleitung zur „Frühlingsnacht" in die Tasten. Axel stand und sang und sah mit verzehrenden Blicken auf die schlanke, schwarze Gestalt. Leonie hatte sich in einen Schaukelstuhl geworfen und die Augen geschlossen.

Sie hörte nicht recht zu. Ihr Hirn verarbeitete, was Baranowitsch ihr vorgespielt. Sie brachte die neue Modulation mit dem Text zusammen. Ja, so lag es ihr viel besser. Das heiße Verlangen, das doch gerade in den betreffenden Worten der Dichtung zum Ausdruck kam, gab nun erst die kleine Umgestaltung der Melodie mit voller Leidenschaftlichkeit wieder. Was doch so ein paar veränderte Töne und Verbindungen bewirken konnten. Vorher war da ein Einschnitt gewesen. Ähnlich jener seltsamen und unverständlichen Pause in „Winterstürme wichen dem Wonnemond", die den Zusammenhang zwischen „uns" und „trennte von ihm" zu zerreißen schien. Leonie sang sich im Kopf vor, wie Baranowitsch es nun gefaßt sehen wollte.

„Lieber in Schuld und Not dein, dein,
Als in stolzer Reinheit allein . . ."

Sie fühlte, es würde großartig werden, und lächelte glückselig mit voller Anempfindung an das heiße Verlangen der Musik in sich hinein.

Der Mann aber, der nur für sie sang und seine Blicke nicht von ihr wandte, glaubte, sie lächle so glücklich und so liebessüchtig zu seinen Tönen . . .

Im Wohnzimmer saßen unterdessen Carry und Spanier zusammen.

Als die harten Klaviertöne unter Baranowitschs eisernen Fingern erklangen, ging Carry rasch zurück . . . es war gerade wie eine Flucht. Sie zitterte vor den kommenden Minuten. Sie fühlte, sie würde sich verraten. Sie wußte, sie würde einem liebenswürdigen Mann weh tun, ihm sein ganzes Persönlichkeitsgefühl ins Wanken bringen. Aber es mußte sein. Sie wollte die tödliche Beschämung erleiden. Sie wollte auch unbarmherzig sein. Denn es handelte sich um ein Schicksal . . . Um eines teuren, wertvollen Menschen ganze Zukunft.

Spanier, wie von einem Frühlingsrausch erfaßt und beinahe nervös, genoß die Situation. Er wollte die Musizierenden nicht darauf aufmerksam werden lassen, daß er bei Carry zurückbliebe, und lehnte erst ein paar Augenblicke in der Tür, voll scheinbarer Sammlung zuhörend und den vollkommen Unbefangenen spielend. Gerade wie in vergangenen Tagen, wenn er wußte, daß es galt, ein Einverständnis mit einer schönen Frau zu verbergen. Ach Jugend — Jugend — kam sie also doch noch einmal wieder mit ihren süßen, schwülen Nichtigkeiten . . .

Dann ging er langsam durch das kleine Zwischenzimmer zurück, um zu hören, was sie ihm zu sagen habe, was sie etwa von ihm fordern wolle.

Carry saß auf der Chaiselongue, die linke Hand auf

das Polster gestützt, die Rechte auf die Brust gedrückt: das Bild einer Ängstlichen. Und das gab ihm auf der Stelle mit allen ritterlichen Beschützergefühlen seine Sicherheit zurück.

Fast väterlich war seine Haltung; er setzte sich neben Carry. Auf der sehr langen und sehr breiten Chaiselongue hatten sie beide nebeneinander Platz. Und das Licht aus den gläsernen, rötlichen Kelchen der Glasblumen an der Krone bestrahlte sie auch hier noch taghell, so daß dem Mann, der von Berufs wegen ein Beobachter war, kein Zug im Gesicht des Mädchens zu entgehen brauchte.

Auch aus seiner Berufsangewohnheit heraus fragte er: „Womit kann ich Ihnen dienen."

Aber er sagte es sanft und ergeben, so daß es aus dem Geschäftlichen ins Zärtliche versetzt wurde.

„Mir nicht — nicht mir — Leonie!" sprach sie rasch, „sie hat unverantwortlich gehandelt."

„Ah —" machte er.

„Verstehen Sie recht — unverantwortlich — sie hat wohl kein Organ für das Verantwortliche — man darf ihr nicht zürnen — sie hat etwas von einem Kind — mit ihrer Phantasie verführt sie sich und andere."

Er war nicht wenig neugierig. Solche Klagen erweckten in seinem Juristenhirn sogleich die Vorstellung von etwas Kriminellem: Leichtsinn in Geldgeschichten, unbedachtem Gerede, das als Verleumdung festgenagelt worden war, oder dergleichen.

„Alles läßt sich gutmachen, mein teures Fräulein," sagte er beruhigend, „ich habe erprobt, daß es fast kein Malheur gibt, das sich nicht mit Geld oder mit Beredsamkeit oder mit beiden Mitteln zusammen wieder reparieren ließe."

„Hier bedürfte es nur der Beredsamkeit und gerade der Ihrigen."

Er lächelte wie zu einer Anerkennung.

„Es handelt sich um Doktor Wernefeld."

Nun war es ja klar, was sie meinte, und Spanier glaubte auf der Stelle zu verstehen, daß Carry sich gewissermaßen in Leonies Seele hinein verantwortlich fühlte. Das war begreifliche Empfindung. Denn wie man sich auch zu des Doktors Entschluß stellen mochte: fiel der Wechsel des Berufs übel für Axel aus, belud es doch Frau Leonie mit einigen moralischen Lasten.

„Ich glaube nicht, daß mein bißchen Beredsamkeit ihn zurückhalten könnte. Ich habe sie deshalb auch gespart."

„Daraus mache ich Ihnen einen Vorwurf," sagte Carry leidenschaftlich. „Als sein Freund hätten Sie ihn zurückhalten müssen."

„Freund?" dachte Spanier, „mein Gott — wir essen zusammen im ‚Reichsapfel' . . ."

Aber immerhin, er mochte Axel gern, und die Gefahr, in der er ihn sah, tat ihm ehrlich leid. Es war ja eine doppelte Gefahr. . . . Ob Fräulein Carry das wohl ganz erkannte? Ob sie deswegen sich so über die Sache aufregte? Gewiß, gewiß, ihr war das nachzufühlen. Er hielt einen kleinen Vortrag.

„Wenn Sie diese letzten Wochen in Gerlachshausen hätten beobachten können, was ich beobachtet, würden Sie erkannt haben, daß unser Doktor sich in einer Zwangsvorstellung befand — falls ich solchen Ausdruck von einem tüchtigen, liebenswerten und sonst so klaren Menschen gebrauchen darf. Er entdeckte in sich, daß ihm sein Wirkungskreis über alles Erwarten rasch teuer geworden war, und daß es ihn viel kostete, ihn zu verlassen, und verließ ihn doch! Er fühlte, daß er die alten

Schmeers sehr lieb hatte und leiden machte und bereitete doch ihnen und sich den Schmerz. Das nenne ich einem Zwang folgen. Darum schwieg ich. Die gute Mama Schmeer habe ich getröstet: entweder schickt der große Professor nach der Prüfung unseren Sänger wieder heim, oder er erkennt in ihm ein Phänomen. Für ersteren Fall haben wir ja in Gerlachshausen alle Vorkehrungen getroffen: Krolpas Sohn, der am 1. Oktober aus einer Assistenzarztstellung heimkam und am 1. Januar mit einem Kollegen zusammen ein großes Sanatorium in Süddeutschland übernimmt, versieht einstweilen die Praxis. Also die Rückkehr steht noch für eine kleine Spanne Zeit frei, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß unser Freund bei einer Rückkehr mancherlei Verstimmung und Vorurteile zu entwaffnen haben würde. — Im zweiten Fall ist ja so wie so alles gut, und wir werden in kurzer Zeit unseren lieben Wernefeld unter den großen Tenoristen der Gegenwart nennen hören und ihn um seine Einnahmen beneiden dürfen."

„Ein so einfaches Entweder-Oder konnten Sie sich nur in Gerlachshausen zurechtlegen," sagte sie; „ja, wenn diese Dinge von ihrer Schwelle aus so klar zu übersehen wären! Professor Kleymann hat wie fast jeder Lehrer immer ein gutes Zutrauen zur Karriere der Stimmbegabten, die zu i h m kommen. Talentlos sind immer nur die Schüler der a n d e r e n Gesangsprofessoren; er wird Axel nicht fortschicken. Er würde ihn ermutigen, zu einem Versuch zureden, selbst wenn Axel nicht so viel Stimme und Talent besäße, als er doch nun einmal hat. . . . Aber ob beides ausreicht, um damit nach oben zu kommen — nach g a n z oben — wer will das vorher wissen! Wie, wenn er in den Niederungen bleibt — ein Proletarier der Kunst — nur

ein Chorist auf ihrer Bühne — kein Heros — unerträglicher Gedanke! Unerhörte Leiden, für ihn . . . für die . . . die ihn lieben . . ."

Die heiße Sorge überwältigte sie. Ihre Stimme wurde von den aufquellenden Tränen überschwemmt.

Der Mann neben ihr begriff . . .

Eine große Stille entstand zwischen den beiden.

Vom Musikzimmer her schwollen die Töne der „Frühlingsnacht".

Spanier horchte ihnen nach. Das war so angenehm. Es beschäftigte das Ohr. Es bewies, daß die Umwelt in ihrem Betrieb nicht stockte und nicht im mindesten Kenntnis davon hatte, daß hier eben ein Luftschloß zusammengestürzt war. Ganz unhörbar, ganz unsichtbar — wie eben Luftschlösser stürzen, die nichts totschlagen in ihrem Fall als eine Hoffnung . . .

Die letzte Hoffnung, die mit liebevollen Gärtnerhänden an den Grenzen einer Mannesjugend noch einen Rosenstrauch hatte pflanzen wollen. . . . Ja, mitten in ihrem holden Geschäft war sie erschlagen worden . . .

Er richtete sich ein wenig höher auf. Unbewußt. Wie um sich selbst zu beweisen, daß nichts imstande sei, seine Haltung umzuwerfen.

Er war sehr bleich geworden, sehr . . .

Er zwang sich ein verbindliches Lächeln ab — ein sehr melancholisch-verbindliches Lächeln . . .

Carry suchte sich zu fassen, um seinetwillen und aus Scham über sich selbst.

„Deshalb wollte ich Sie bitten — denn ich vertraue Ihnen wie keinem Mann . . ."

Er machte eine leise Handbewegung — die unwillkürliche, stolze Abwehr eines Almosens . . .

Aber sogleich wallte auch seine Ritterlichkeit auf.

„Ich danke Ihnen," sagte er herzlich.

Von fernher kamen die drängenden, hastigen Schallwellen der Klavierbegleitung, und dann setzte Axels Stimme zur zweiten Strophe ein.

„Reden Sie ihm zu ... stellen Sie ihm alles vor ... die Überzahl der Konzerte ... und daß selbst gute Talente sich kaum in die erste Reihe noch vordrängen können. ... Daß das Niveau im allgemeinen sich hob durch die größere Mannigfaltigkeit der Lerngelegenheit ... durch den größeren Konzertbetrieb ... aber damit auch die Unmenge der Ausübenden. ... Man muß schon ein Genie sein ... und ein Genie geht anders seinen Weg ... er hat uns genug von sich erzählt, um dies erkennen zu lassen. Bei meinem Vater habe ich gesehen, wie problematisch ein Leben werden kann ... er hat so gelitten ... was wären seine reifen Jahre geworden ohne das Vermögen meiner Mutter? ... O, ich mußte Ihnen dies alles sagen, damit Sie helfen — ihn überreden — ihn zwingen ..."

Er nahm ihre Hand und küßte sie und schwieg wieder lange, ohne die Hand loszulassen.

Das war Geständnis ... das war Verzeihung ... das war Entsagung ...

Und er fragte sich, ob sie die Gefahr wirklich nur als eine einseitige ansah? Ob sie das andere mit keinem Wort andeutete, weil sie es nicht sah — oder weil es ihr zu weh tat? Und doch mußte es berührt werden, um darzutun, daß es nicht an seinem Willen, daß es nur an seiner Ohnmacht liege, wenn er nichts erreiche.

Er wußte klar: er sprach ja nicht nur zu einem Herzen, das den hoffnungslos geliebten Mann in Gefahr sah. Er sprach auch zu einer zärtlich trauernden

Tochter, die des Vaters Gattin sich so bald von seinem Grab fortwenden sah . . . diese Frau, deren Wesen wie bewimpelt schien mit den Kirmesflaggen der Lebensfreudigkeit . . .

Mußte dieses liebe, warme Herz nicht von doppelter Eifersucht zerrissen sein?

Alles in ihm bäumte sich dagegen auf, daran zu rühren. Und dennoch, es mußte sein — ganz leise nur, nur mit vorsichtig hindeutendem Finger . . .

„Vielleicht, mein teures Fräulein," sprach er langsam und sah Carry innig, sehr innig an, „vielleicht träumt Freund Axel nicht nur von Lorbeeren, vielleicht ist er des Wahns, daß ihm dicht daneben auch Rosen blühen könnten . . . und von solchem Wahn befreit kein Mann den anderen . . . glauben Sie das einem Manne. . . . Es ist ein Frauenirrtum, daß man rollenden Rädern in die Speichen greifen könne . . ."

Carry hielt seinen Blick aus. Schmerzlich und gefaßt.

„Aber," fragte sie leise, „kann denn ein Mann dem anderen nicht sagen: du mußt nicht ihr in ihr Land folgen — sie muß in das deine kommen, zu dir, sonst bleibst du immer nur ein Gast in ihrem Leben. Kann das kein Mann dem anderen sagen?"

Er brauchte ein paar Herzschläge lang Zeit, um sich zu fassen . . .

In ihm quoll etwas auf wie eine heiße Rührung — ein echter Schmerz . . .

O wie viel reine, tapfere Weiblichkeit in ihr . . .

Wie viel Opfermut und Entsagung!

Welche Frau wäre sie für ihn geworden — niemals, niemals fand er eine gleich ihr . . .

Wieder küßte er ihr die Hand in tiefer Bewegung, die er männlich bezwang.

„Ich will es versuchen," sagte er einfach.

Vom anderen Zimmer her jubelte die Stimme: „Sie ist deine, sie ist dein."

Und das triumphierende Nachspiel, von den eisernen Fingern in die Tasten geschlagen, klang wie ein ironisches Auflachen hinterdrein.

Achtes Kapitel.

Frau Leonie Forsting schritt langsam durch die Gasse, die von den mit ihren Instrumenten an ihren Pulten sitzenden Orchestermitgliedern gebildet wurde, nach vorn. Nicht so langsam, wie sie sich es vorgenommen gehabt hatte, sondern weil nun doch eine große Erregung ihr die Füße schwer machte. Sie fühlte keine eigentliche Angst, vielmehr nur eine Verwirrung von allen möglichen Empfindungen, die sich bis zu einer Art Rausch steigerten. Ganz deutlich war ihr die Gegenwart des Orchesters, und da stand Baranowitsch vor dem Pult wie ein Dämon, besessen von der wütenden Versenkung in seine Musik. Sie sah auch den großen, hellen Saal und all die tausend Gesichter darin, reihenweise nebeneinander wie lauter runde, helle Äpfel auf Borden.

Aber zugleich war ihr, als sei sie gar nicht Leonie, sondern das unselige Weib der Arie, das sein heißes Liebesverlangen vergeblich dem Geliebten ins Gesicht schrie, um nachher den Dolch gegen sein Herz zu führen. Sie zitterte vor der entsetzlichen Tat, die sie begehen wollte, und die unabwendbar ward, wenn sie kein Gehör fand. Sie mußte deshalb ihr ganzes Wesen, ihre ganze Kraft zusammenfassen, um diese erloschenen Gluten in der Brust des Geliebten neu anzufachen . . .

Nun stand sie vorn, im harten, unbarmherzigen Licht

all der elektrischen Lampen. Sie verbeugte sich mit fürstlicher Anmut und wartete dann ruhig.

Und in diesen wenigen Sekunden stand sie da wie ein Schaustück — den neugierigen Blicken der Menge ausgesetzt . . .

Die Bewegung, die durch den Saal raunte, entging ihr. Sie hatte in diesem Augenblick die strahlende Schönheit, in der sie prangte, total vergessen.

Sie sah Baranowitsch an, hing mit ihrem Blick an seinem Taktstock, obgleich sie gar nicht seines Einsatzzeichens bedurfte. —

In der dritten Reihe saß Carry zwischen Axel und Spanier. Carry in großer Erschütterung. All ihre Gedanken richteten sich unaufhörlich auf den einen, den doch kein Gedanke mehr erreichen konnte. Das, was sich heute begab, hatte auch er gewollt. Wie förderte er sein Weib! Von allen Gebieten her trug er voll Zärtlichkeit und Klugheit hinzu, was ihre Begabung nähren und reifen konnte. Sein Tod hatte den immer vorbereiteten Schritt um ein Jahr etwa beschleunigt und ihm den Charakter der Plötzlichkeit und der Notwendigkeit gegeben. Das war vielleicht ein Nachteil für Leonie. Zu oft hatte Carry die Unberechenbarkeit des Erfolges gesehen, um nicht zu zittern, trotz all ihrem Glauben an die Genialität und das Können Leonies. Teuflische kleine Zufälligkeiten oder eine plötzliche Indisposition konnten Gefahren bringen, die in der überraschendsten Weise die Stimmung bei den Künstlern oder beim Publikum zerstörten.

Wie würde ihr Vater gelitten haben, wie hin und her gerissen worden sein zwischen Sorge und Stolz, Eifersucht und Glück . . .

Der Ernst ihrer Stimmung übertrug sich in einer

geheimnisvollen Weise auf Spanier, der ganz genau spürte, was alles in ihr vorging, und sich ihr merkwürdigerweise seit dem Gespräch, das seine Hoffnungen totschlug, auf das intimste verbunden fühlte. Er versuchte, ihr durch seine ergebene Art, der er nun immer eine beruhigende, fast väterliche Färbung beizumischen verstand, wohlzutun. Wenn er ihr die herabgleitende schwarze Federboa wieder umlegte, war es wie eine Tat anspruchsloser Hingegebenheit. Wenn er ihr das Programm reichte, waren in seiner Haltung Fürsorge und Ritterlichkeit. Carry war zu versenkt in ihre Aufregung, um das leise Zuviel in seiner Gebärde zu bemerken und zu belächeln. Sie empfand aber, daß da jemand war, der gut zu ihr sein wollte und es nur in der Andeutung sein durfte.

Alles, was sonst hier vorging, war Spanier höchst gleichgültig. Daß das kleine Monstrum mit den schlechten Manieren, das da oben auf dem Dirigentenschemel wie ein Tintenfisch zuckende Arme ausstreckte, nach der ersten Nummer, einer symphonischen Dichtung, den rasenden Applaus geerntet und sich mit knicksenden Verbeugungen, schweißtriefend, dafür bedankt hatte, war ihm eher ein unästhetisches als ein interessantes Schauspiel.

Als dann Leonie kam, war er einen Moment doch perplex. Donnerwetter, dachte er, daran wäre man ja früher nicht vorbeigegangen! Aber jetzt war man eben zu erfahren . . .

Seine Mission an Axel gab er aber in diesem Moment ganz verloren. Zwei heftige Unterredungen lagen schon hinter ihm, und Spanier, der sonst nie mehr eifrig wurde, hatte sich dabei fabelhaft gesteigert — nicht ohne hinterher melancholisch zu lächeln, wenn er vor sich recht das Motiv seines Eifers beleuchtete. — Nach

der ersten Unterredung blieb wenigstens Axel Wernefeld als ein Unsicherer auf dem Schauplatz; bei der zweiten war er aber schon wieder ein trotzig Sicherer, denn inzwischen hatte Kleymann das Urteil abgegeben: „Berufen wie selten einer."

Und nun? Ach man mußte schon so reinen Herzens und so keuschen Sinnes sein wie Carry, um es für möglich zu halten, daß ein verliebter Mann sich noch beeinflussen lassen würde, nachdem er die Geliebte in solchem Glanz gesehen!

Nein, nein, Spanier gab es auf. Wenn die Künstlerin mit unbedachten Worten Axels Talent rasend gemacht hatte, daß es nun dahinsprengte wie wildgewordene Hengste ... Ausdauer und klug geworfene Schlingen hätten zügeln können. Wenn Kleymann, der Schülerbegierige, von „großartigen Mitteln und Pflicht gegen diese" sprach — man hätte ein kleines Album voll von Lebensläufen gescheiterter Kleymannschüler zusammenstellen und Axel zur Kenntnisnahme zierlichst überreichen können.

Aber gegen solche schlanken Arme, solche köstlichen Schultern, solchen weißen Hals gab es — wenigstens nach Spaniers Erfahrungen und Ansichten — keine Hilfsmittel bei einem Mann von Axels Jugend und Temperament.

Neben diesen beiden, die in ihrer ernsten und gesammelten Haltung gar nichts Auffälliges für fremde Beobachter hatten, saß Axel.

Er hatte nicht den Vorsatz, sich zu beherrschen, und dachte nicht daran, daß man ihn beobachten könne, aus dem einfachen Grund, weil er die ganze Welt rund um sich vergaß.

In glücklichster Stimmung war er ins Konzert ge-

kommen. Im Gedränge vor den Saaltüren traf er Kleymann. Der trug sich heute noch mehr als sonst mit den Allüren der entschiedenen und entscheidenden Hauptperson. Seine graublonden Locken wallten auf seinen Rockkragen herab, wo immer eine kleine Ablagerung von Schuppen und Staub war. Sein rundes Gesicht unter der mächtigen Musikerstirn glänzte, sein Nietzsche-Schnurrbart war immer in Bewegung. Denn Kleymann sprach nach rechts und sprach nach links und machte gewissermaßen die Honneurs des Konzerts, einen „großen Abend" prophezeiend. So wand er sich mit seiner untersetzten breiten Gestalt durch das Gedränge und rief Axel an und scherzte, daß man übers Jahr sein Debüt erleben werde. Denn es war sein Prinzip: erst tun, als sei alles Kinderspiel, und das Ziel nur nach und nach immer weiter stecken. Von diesem Prinzip wußte Axel aber nichts, und er nahm den Zuruf hin wie ein eidliches Versprechen.

Und während der ganzen symphonischen Dichtung dachte er immer nur: übers Jahr — übers Jahr — dann stehe ich neben ihr. . . . Das Zukunftsbild war ja schon ganz fertig: sie würden zusammen reisen, zusammen singen und siegen, zusammen arbeiten — eins im anderen aufgehen, in Liebe und Kunst ineinander verwachsen, ein Künstlerehepaar! Und ihm schwebten einige große Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart vor. . . . Nur wagte er noch nicht, vor den Augen der eigenen Seele sich dies Bild schon ganz zu enthüllen . . . der Anblick war zu berauschend . . .

Dann kam Leonie. Im harten, grausamen, elektrischen Licht kam sie langsam nach vorn — dem reichen Glanz *ihrer* Schönheit konnte das kalte Licht nicht schaden . . .

Er saß atemlos. Dunkle Röte stieg ihm langsam

ins Gesicht. Ein Tumult von Gefühlen brauste durch seine Adern. Ihre Schönheit überwältigte ihn. Die Begierde brannte in seinen Adern. Aber zugleich packte ihn eine große Angst. Wovor? Er wußte es nicht. Er fühlte nur: daß alle diese Hunderte gleich ihm sich an diesem Anblick berauschen durften, war entsetzlich. Es verwirrte ihn, daß sie so unbefangen, so ahnungslos dastand, als sei es ihre tägliche Gewohnheit, tief enthüllte Schultern und nackte Arme zu zeigen.

Nun sang sie. . . . Er konnte es nicht fassen . . . war das ihre Stimme? Von der er damals gedacht, sie sei wohl unerhört beredsam, aber nur klein? Die noch gestern in der Generalprobe kaum den Saal zu füllen schien? Nun war es gerade wieder, als sei ihr Umfang genau dem Raum angepaßt — dem großen, weiten Raum ... mühelos und warm und rund schwollen die Töne über die Menge hin.

Und Stille der Andacht war im ganzen Saal. Zu allen Seelen sprach die Stimme und drängte sich hinein in jedes Herz; sie lockte Tränen in viele Augen und ließ die Nerven jedes erzittern, der zu hören verstand.

Eine wilde, große Leidenschaft, die besitzen oder töten will, rief ihre Sehnsucht und ihren Zorn heraus.

Über der Größe des Vortrags und der Schönheit der Töne vergaß man, daß hier eine fast vollkommene Technik sich offenbarte.

Aber die Sachverständigen im Saal hörten es, und Kleymann weinte vor Entzücken und fühlte alles als sein alleiniges Verdienst. Im brausenden an Jubel grenzenden Beifall, der aufrauschte und wieder aufrauschte, eilte der lockenmähnige, breitbrüstige Mann schon nach vorn. Er hätte durch Nebenräume auch ins Künstlerzimmer gelangen können. Aber sein Platz war

heute durchaus und bei jedem Schritt vor den Augen der Welt. Vorn schloß er sich Axel, Spanier und Carry an, die auch ins Künstlerzimmer wollten. Kleymann beglückwünschte zwischen Podium und erster Reihe Carry und sich so laut, daß an dieser Stelle des Saales jedermann, der es etwa noch nicht gewußt haben sollte, erkennen mußte: dies waren Kleymann, der große Lehrer und Fräulein Forsting.

Axel war so bleich, daß Carry ihn nicht anzusehen wagte.

Sie traten durch eine kleine Tür neben dem Podium in einen winzigen Vorraum. Von ihm aus führten ein paar Stufen empor in das Künstlerzimmer.

Carry trat zuerst ein. Sie fiel Leonie um den Hals, wortlos, sich zusammennehmend, um nicht zu weinen. Sie wollte stammeln: „Wenn er das erlebt hätte! Denkst du an ihn?"

Denn Carry wußte es ja — ohne seine rastlose Arbeit an der Geliebten, mit ihr, hätte sie solchen Sieg noch nicht und vielleicht nie errungen.

Aber sie bezwang sich. Ihr Herz lechzte danach, daß die andere sich des Toten erinnern solle . . . mit einem armen, kleinen Wort . . . Leonie indessen war mehr berauscht als bewegt. Sie ließ sich umarmen und von Spanier und Axel die Hand küssen und war voll Eifer, Baranowitsch noch einige Winke zu geben wegen der Begleitung ihrer Lieder, die er immer und immer nicht zu Dank spielte, denn sie waren ja nicht seine Musik, sondern „bloß" Schubert. Auch Kleymann redete auf Baranowitsch ein. Der stand und knöpfte sich seinen Kragen ab, wischte sich mit dem Taschentuch rund herum den Hals trocken und langte ein kleines merkwürdiges Paket von altem Druckpapier aus seinem Paletot, der über einem Stuhl lag. Aus dem schnuddeligen Druck-

papier nahm er dann einen frischen Hemdkragen und knöpfte ihn sich so ungeschickt an, daß Kleymann helfend zugriff, während er ihn beschwor, das Tempo im „Rückblick“ nicht zu überhetzen und bei dem „Lindenbaum“, der als Zugabe gegeben werden sollte — und nach d e m Erfolg kam es ja zur Zugabe — einen gewissen wiegenliedartigen, ruhevollen Charakter in den Schluß zu legen. Baranowitsch hörte wahrscheinlich gar nichts von dieser dringlichen Einrede, seine Augen glühten, sein Blick bohrte sich ins Unbestimmte. In der zweiten Programmhälfte sollten von ihm noch seine Iwanouvertüre und zwei Sätze aus einer Suite „russisches Landleben“ gespielt werden.

Die Tür öffnete sich noch einmal, und es kam jemand herein, der ihnen allen unbekannt war. Ein schlanker, mittelgroßer Mann von sehr eleganter Erscheinung. Er hatte dunkles, kurzverschnittenes Haar und einen knappgehaltenen, unterm Kinn spitz zusammenlaufenden Bart. Sein Gesicht war sehr regelmäßig, und dunkle, nicht sehr lebhafte Augen standen darin. Alles in allem ein wenig Type etwa so, wie auf der Bühne französische Attachés dargestellt werden.

„Bravo Baranowitsch!“ sagte mit harter Aussprache der Fremde, der sich gegen die Anwesenden leicht verneigte und dann dem Komponisten auf die Schultern schlug, womit er dessen zwischen Baßklarinetten, englischen Hörnern und Bratschen umhervagabondierende Gedanken in dieses Zimmer und zu seiner Person berief.

Baranowitsch stammelte einige russische Worte. Dabei schossen Tränen der höchsten Exaltation in seine Augen, und er umklammerte die Hand des Fremden.

„Stellen Sie mich der Gnädigen vor,“ sagte der elegante Mann auf Deutsch.

„Fürst Wladimir Lubotin —"

Leonie war entsetzlich enttäuscht. Sie hatte sich ja einen finsteren, wildbärtigen, gigantisch hoch und breit gewachsenen Russen vorgestellt zu dem Namen: „Fürst Wladimir Lubotin-Konotop". Und dieser da sah nur aus wie ein vornehmer Elegant. Nicht banal, dazu war er doch zu vornehm. Aber auch in gar keiner Weise ungewöhnlich.

Er küßte Leonie die Hand und sprach, etwas langsam und nur halblaut, was sein hartes Deutsch milderte: „Ich danke Ihnen. Ich habe eben den größten Eindruck meines Lebens empfangen."

„Das wird er wohl jeder schönen Künstlerin sagen," dachte Spanier.

Leonie stellte den Fürsten Carry vor. Sie nannte dann Axel und Spanier und Kleymann. Dieser drängte sich vor und versicherte, daß Frau Forsting seine intelligenteste Schülerin gewesen sei, und daß ihn, den Lehrer, der Erfolg in keiner Weise überrasche, sein Urteil täusche sich nie.

Abermals tat sich die Tür auf, und Hofschauspieler Lebus und Gattin erschienen. Er, Silberfäden im schwarzblanken, kurzen Gelock und auf dem blassen, scharfzügigen Römergesicht die Andeutung einer schicklich zurückgehaltenen Gemütsbewegung. Er drückte den Damen die Hand.

„Wenn das mein lieber, armer Peter hätte erleben dürfen," sagte er.

„Ja," sprach Leonie, „ja, das ist zu schrecklich . . ."

Frau Lebus, eine überreife, stattliche Frau von mütterlichem Wesen, streichelte Carry die Wange. Sie wollte ja Carry nicht weich und wehmütig machen, aber sie dachte eben zu lebhaft an den teuren, unvergeßlichen Toten. Carry schloß die Augen.

Es kamen noch zwei Kritiker, die Leonie schon längst kannten und oft Peter Forstings Gäste gewesen waren. Sie zeigten sich sehr glücklich über den Erfolg, der ihnen aus allem etwaigen Zwiespalt half.

Rundherum war ein Händedrücken und Glückwünschen ohne Ende. In das Stimmendurcheinander schwirrte ein leises Signal hinein: die Pause ging zu Ende.

Axel stand noch . . . aber er sah es, keinen Blick, kein Wort konnte er für sich allein haben. All diese Menschen nahmen ihm Leonie fort.

Lebus' bedauerten, daß ihre Einladung zu einem stillen Souper nicht angenommen worden sei. Aber Carry sagte: sie und Leonie hätten gefunden, daß eben im Andenken an ihren geliebten Verstorbenen sie gerade heute abend still für sich bleiben müßten.

Und dann drängten sich all diese Pausengäste zur Tür hinaus, eilig, wie der Augenblick forderte. Einer nicht des anderen achtend, jeder nur schon die Gedanken auf rechtzeitiges Hinkommen zum Platz gerichtet.

So bemerkte niemand, nicht einmal Axel, daß der Fürst Lubotin im Künstlerzimmer zurückblieb.

Er und Baranowitsch wechselten rasch ein paar russische Worte. Dann verschwand der Komponist, um draußen auf dem Podium wieder den Dirigentenschemel zu besteigen und seine Iwanouvertüre und seine Landlebensuite zu leiten.

Leonie war ein wenig verwundert, als sie sich so in Zweisamkeit mit dem Mann befand.

Aber sie war hier ja in einer Lage, die ihr erlaubte, auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Sie dachte auch eigentlich nicht, daß dieser Mann ihretwegen hier blieb. Er wollte, wie sie wußte, noch mit dem Nachtzug nach Warschau weiterreisen und hatte nun vielleicht den

Wunsch, am Schluß des Konzertes sofort noch Baranowitsch zu sprechen, ohne durch hinausdrängende Konzertbesucher sich aufhalten zu lassen.

Sie setzte sich bequem in einen Lehnstuhl neben dem Sofatischchen, auf dem eine Karaffe mit Wasser und ein paar leere Gläser standen. Es war sehr hell im Raum, der ungefähr den Charakter eines kleinen Wartesalons erster Klasse hatte. Von nebenan her, ganz auffallend gedämpft, erklangen jetzt die einleitenden Akkorde zur Iwanouvertüre. Fürst Lubotin nahm einen Stuhl und setzte sich der schönen Frau gerade gegenüber.

„Ach, Pardon, Durchlaucht — eigentlich darf ich jetzt nicht viel sprechen," sagte sie, „ich habe noch ein paar sehr anspruchsvolle Lieder zu singen . . ."

„Das weiß ich. Sie sollen auch schweigen. Aber Sie dürfen hören. Und ich möchte zu Ihnen sprechen. Von einer Möglichkeit. Einen Gedanken bei Ihnen anregen. Nehmen Sie ihn hin — meinetwegen jetzt in Schweigen. Aber denken Sie ihm nach . . . verwerfen Sie ihn nicht sofort . . ."

Er saß ein wenig vornüber geneigt, die Ellbogen auf den Knieen, die Hände vor sich hinausgefaltet. So sah er sie ein wenig von unten herauf an.

Leonie wurde sogleich neugierig. Sie entdeckte auch, daß der Mann wenigstens e t w a s Besonderes und Interessantes in seinem Gesicht hatte: um die Augen herum einen unergründlichen Zug. Vielleicht kam es, weil die Lider etwas groß und breit schienen und sich nur langsam zu heben pflegten. Er hatte gar keinen raschen Blick. Es war so ein stilles Warten darin. Aber kein Bitten. Gar nicht. Das Warten jemandes, der schließlich nicht viel Federlesens macht, wenn's zu lange dauert . . .

„Ich will Ihnen vorschlagen: kommen Sie nach Rußland! Zu einer Tournee mit Baranowitsch. Ich übernehme jedes Risiko. Ich kann es, weil Sie einen Triumphzug ohnegleichen haben werden."

„Ah!" sagte Leonie, und ihre Augen strahlten auf, als sähen sie ein herrliches Bild.

„Sie sollen gefeiert werden wie eine Fürstin. Ich gebe Ihnen im Lubotinpalais in Petersburg ein Fest. Andere Persönlichkeiten werden es mir nachmachen. Man ist schon sehr stolz bei uns auf Baranowitsch. Eine vollkommenere Interpretin als Sie, meine Gnädige, kann er niemals finden."

„Also wegen seines Protégés will er mich hin haben," dachte Leonie. Aber das enttäuschte sie weiter nicht. Es blieb in der Wirkung für sie ja doch das Gleiche.

„Ich muß mit meinem Lehrer und anderen Sachverständigen beraten, ob es klug ist, gleich ins Ausland zu gehen," sagte sie ehrlich, „ich natürlich möchte wohl."

„Sie sollen jetzt schweigen. Sie haben es mir selbst gesagt," antwortete er mit einem leisen Lächeln. „Ja, besprechen Sie es. Ruhm und Gold aus Rußland geholt, hat noch keiner Karriere geschadet. Petersburg und Moskau werden Ihnen zu Füßen liegen. Es wird ein Taumel sein . . . das asiatische Blut in uns ist anderer Stürme fähig als deutsches Blut."

Er machte eine Pause, während der er sie unverwandt ansah. Es war ein Ausdruck in diesem wartenden unbeweglichen Blick, der manche Frau beunruhigt hätte. Er konnte kränken dieser Blick oder erregen . . .

In Leonie weckte er ihre Phantasie auf. Und die entfaltete nun ihre perlmutterfarbenen Schwingen und nahm die bewegliche Frauenseele mit sich in eines ihrer hunderttausend Länder. Diesmal war es in ein weites,

halbbarbarisches Land. Da opferte die entzückte Menge goldene Geräte und edle Steine auf dem Altar der Kunst. Da rasten fürstliche und tyrannische Männer im Dreigespann über unendliche Schneefelder, das zitternde, entführte Weib neben sich mit Pelzen schützend. Da strahlten Lichter in byzantinischen bunten Sälen, und über den Estrich schleiften goldgestickte Schleppen . . .

Und von nebenan klang in diese Phantasie hinein eine leidenschaftdurchwühlte Musik, die die gleichen Bilder malte, in heißen, dunklen, schmerzlichen Tonfarben, in aufschreienden Klangfolgen voll Kampf und Not.

Immer schwieg die Frau, wie es ihr der Augenblick gebot. Und immer sprach der Mann, wie hineingetragen in die seltsame Freiheit dieses ungehinderten Sprechens.

Weil die Gegenrede fehlte, wurde auch das Einfache bedeutungsvoll, gewann der bloße Vorschlag schon die verführerische Gewalt eines Erlebnisses.

Er sprach viel von Baranowitsch, aber dieser Name war doch nur ein Nebenklang . . .

„Ja, Petersburg und Moskau werden in einen Taumel geraten. Man wird begeistert sein, daß eine Deutsche sich so in unseres Baranowitschs Musik hineinzufühlen vermochte. Alle Siege, die unser Komponist bisher errang, waren wie Schlachten, die den Gegner nur zurückdrängen, ihn kampfunfähiger machen, aber noch nicht völlig niederwerfen. Wenn Sie als Baranowitschs Interpretin kommen, wird es die Entscheidung sein. Der Friedensschluß muß folgen, indem der Geschlagene, der Gegner nun Baranowitsch als musikalische Großmacht anerkennt. . . . Und wenn Sie müde von Ihren Triumphen sind, wenn Ihr Ohr vom Rasen des Beifalls ausruhen will im Rauschen der Wälder, kommen Sie nach Konotop.

„Es wird Sie gewiß interessieren, einmal ein altes, russisches Feudalschloß kennen zu lernen. In den Simbirskschen Wäldern, hoch über den Ufern der Wolga haben meine Väter schon gesessen unter Iwan dem Schrecklichen. Der alte Bau steht noch, er ist kaum eine Ruine mit seinen hohlen byzantinischen Fensterbogen in braunschwarzen, düsteren Mauern. Und an den Gewölben der leeren Säle kann man noch Reste von Malerei auf Goldgrund erkennen. Nur die Kapelle des alten Baues wird noch benützt. Ihr Prunk wird Ihnen vielleicht primitiv und barbarisch vorkommen — aber es wird Sie gewiß sehr interessieren . . ."

Leonie sah sich schon in der vergoldeten blaubunten Kapelle im mystischen Licht, das durch die hohen, schmalen Glasgemälde in der Mauer fiel . . . sie stand und sang leise, mit scheuen Tönen . . . die klangen wie Fragen in die Vergangenheit voll Blut und Schrecken hinein. Und die Heiligenbilder schienen zuzuhören, und ihre sanften Duldergesichter sahen aus den Ausschnitten der vergoldeten Blechplatten hervor . . .

Sie sah dem Mann so vertieft in die Augen, als sei dieses düstere Prunkbild darin deutlich zu erkennen.

Er sprach weiter nach einer grundlosen kleinen Pause, deren Schwüle Leonie gar nicht zum Bewußtsein kam.

„Und Sie werden finden, daß man ganz menschlich, ganz zivilisiert auf Schloß Konotop lebt. Der neue Bau ist gerüstet, auch Königinnen aufzunehmen . . ."

„Ach!" sagte Leonie entzückt.

Ja, das konnte großartig werden. Einfach überwältigend. Und wer hatte nun recht gehabt? Sie, die sich gleich gedacht hatte, daß der Fürst ein düsteres Schloß hoch über den Ufern der Wolga besäße? Oder Schwiegermütterchen, die so ernüchternd sagte, die Wolga flösse durch Ebenen?

Lubotin sah ihr entzücktes Lächeln und sah, wie vertieft und ausdauernd ihr Blick dem seinen begegnete. Er betrachtete das schöne Geschöpf, das nicht im mindesten geniert schien, weder durch das Alleinsein mit ihm, noch durch seine vieldeutigen Vorschläge. War das höchste Unbefangenheit oder — etwas anderes?

„Sie haben sicherlich von Baranowitsch gehört, meine gnädige Frau," sagte Fürst Lubotin weiter, „daß es meine Absicht, ja mehr als das, meine Pflicht ist, noch mit dem Nachtzug weiterzureisen."

„Ja, leider," erwiderte Leonie.

„Ich würde bis morgen früh bleiben und die Anschlüsse, die mir dadurch entgehen, durch Extrazüge einzuholen suchen, wenn Sie mir den heutigen Abend schenken könnten," sagte er langsam, sehr langsam.

Leonie wurde sehr betrübt. Das wäre wirklich so interessant gewesen! Sie war ja schon begeistert für die russische Tournee, für Rußland überhaupt und den Fürsten Lubotin dazu. Es war ja gerade viel interessanter noch, daß er kein bärtiger Bilderbuchrusse war, sondern ein so fabelhaft eleganter, moderner Aristokrat. Welch ein Reiz des Gegensatzes zu seinem grauenvollen alten Ahnensitz, dem Denkmal von Mord und Tyrannei.

Es berauschte sie auch, daß ein Mann von Extrazügen sprach, wie andere Leute vom Taxameter.

„Es wäre zu schön gewesen," sagte sie lebhaft, „wenn wir alle miteinander zusammen heute abend hätten feiern können! Baranowitschs großen Sieg und meinen Sieg daneben und die Mäcenatengroßmut von Durchlaucht! Und der Stolz meines Professors! Und die Mitfreude meines Kreises. Ja großartig hätte es gefeiert werden müssen. Aber es geht wirklich nicht. Durchlaucht scheinen nicht zu wissen: mein armer Mann

und Fräulein Forstings Papa ist erst ein halbes Jahr tot. Und Carry meinte, es ginge doch durchaus nicht an ..."

Sie hatte es selbst auch gemeint und gefühlt, daß man heute abend, gerade heute abend von jeder Festlichkeit, auch im engsten Kreise, absehen müsse. Aber nun kam sie in einen argen Zwiespalt der Gefühle.

Sie seufzte.

Sein Ausdruck wurde ganz undurchdringlich. Er hielt die breiten, schweren Lider gesenkt und sah zu Boden.

„Es ist Unbefangenheit," dachte er.

Und dennoch spürte er irgend etwas in ihrem Wesen, das leicht verführbar war, das auf Worte, auf Gedanken, auf Blicke hin in handelnde Bewegung geriet und sie mit sich fortriß ... fast ohne daß sie sich dessen bewußt schien ...

Wer herausfand, was das war, der wurde ihr Herr — meisterte sie — hielt sie ...

Vom Saal her dröhnte das Geräusch des Zusammenklappens von Hunderten von Händen.

Lubotin hob lauschend das Haupt.

„Gott," sagte Leonie erstaunt, sie hatte inzwischen vergessen, daß sie schweigen mußte, „Gott, auch die Iwanouvertüre hat Applaus! Ich dachte, das gäbe Zischen und Kampf. Aber wenn das Publikum mal im Zug ist!"

Zwischen der Ouvertüre und der Suite verließ Baranowitsch nicht das Podium.

Die Zweisamkeit des Fürsten mit Leonie erlitt keine Unterbrechung.

Aber Leonie stand nun auf, von plötzlicher Unruhe erfaßt, der Erregung, die dem Auftreten voranging. Denn jetzt noch eine Nummer, und dann kam sie mit ihren Schubertliedern.

Sie trat auch vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihre Haare noch ganz in Ordnung seien.

„Nun," sagte Lubotin leise, wie es die Rücksicht auf das spielende Orchester nebenan gebot, aber doch wurde durch den leisen Ton seine Sprache sehr vielsagend, „nun, ich reise also. Aber ich komme wieder! Sobald es der Zustand meiner kranken Mutter erlaubt. Denken Sie inzwischen an Rußland und — an mich."

Sie hörte die leise Stimme fast an ihrem Ohr. Sie begegnete dem Blick des unmittelbar hinter ihr stehenden Mannes im Spiegel.

Und sie wurde rot . . . vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben um eines Mannes Willen.

Aber gleich danach dachte sie „was für Unsinn". Denn es war ihr blitzschnell durch den Kopf geschossen, wenn sich der Fürst so in mich verliebt, daß er mich zu seiner Fürstin machen will? Ja, kompletter Unsinn.

Leonie war einen Augenblick ärgerlich auf sich, daß ihr immer gleich zu viel einfiel. Aber dann konnte sie an all solche Nebensächlichkeiten nicht mehr denken. Der vom Erfolg fast betrunkene Baranowitsch kam herein, stammelte seinem Mäcen allerlei russische Ausrufe vor, weinte auf und flößte Leonie die schrecklichste Angst ein, daß er schlecht begleiten werde. Fürst Lubotin sagte etwas sehr Energisches, sie erriet es aus Ton und Miene, und darauf sammelte Baranowitsch sich und zog als ihr Gefolge mit hinaus vors Publikum.

Lubotin verließ zugleich rasch das Künstlerzimmer, um sich im Gang neben der ersten Reihe aufzustellen.

Axel sah ihn nicht herauskommen. All sein Wesen hing an der einen.

Da stand sie und sang die Lieder aus der „Winterreise", die er schon von ihr gehört, bis auf den „Greisen Kopf".

Sie dachten alle drei an jenen Abend, als Carry in einer leidenschaftlichen Aufwallung von Trauer verhinderte, daß dies Lied erklang.

Spanier wünschte ihr auf irgend eine Weise zeigen zu dürfen, daß er jenes Augenblicks gedenke und mit ihr fühle, aber er konnte nur in ernster Haltung stumm neben ihr sitzen.

Er, der Unmusikalische, begriff es, wenn auch nicht aus dem Gefühl heraus, sondern mit dem Verstand des Seelenkundigen: in diesem Lied breitete die schöne, lebensfreudige, unbekümmerte Frau die Leiden eines Mannes vor alle Welt hin: seine Seelennot und seine verzweifelte Liebe.

Und vielleicht war der Mann an seiner Seelennot, seiner späten Liebe gestorben! Wer vermochte das jemals zu ergründen!

Spanier ging sparsam um mit dem Wort „dämonisch", er hatte es schon in seinen Jugendjahrren mit etwas spöttischem Lächeln aus seinem Wortschatz verwiesen.

Nun aber rieselte selbst ihm ein eigener Schauder durch die Nerven, als er die Frau sah und hörte.

Ihr Angesicht mimte nicht, was die Worte sagten. Es bewegte sich nicht anders, als wie es für die Tongebung durchaus nötig war. Aber dennoch lag ein Ausdruck darauf, der von ungeheuren Leidenschaften sprach, und in ihren Augen brannte das gleiche Entsetzen, das in den Tönen aufschrie.

Sie sang:

Der Reif hat einen weißen Schein
Mir auf das Haar gestreuet,
Da glaubt' ich schon ein Greis zu sein
Und hab' mich sehr gefreuet.
Doch bald ist er hinweggetaut,
Hab' wieder schwarze Haare,
Daß mir vor meiner Jugend graut —
Wie weit noch bis zur Bahre!

Vom Abendrot zum Morgenlicht
Ward mancher Kopf zum Greise.
Wer glaubt's? Und meiner ward es nicht
Auf dieser ganzen Reise!

Und die Todesangst vor der Unsterblichkeit der Jugend zitterte durch alle geprüften Herzen im Saal . . .

Unter der Übermacht dieses Eindrucks siegte die Großmut im Herzen des tapferen und ritterlichen Mannes vollends: er beschloß, ein Äußerstes zu wagen, um den Armen zu retten, den er neben sich schwer atmen hörte . . . um dem teuren Mädchen ein hartes Schauspiel zu ersparen . . .

Axel aber fühlte nichts als dies: sie muß mein werden, sie wird mein werden, zugleich mit der Kunst . . .

Das fieberte durch sein Hirn. Und keine Stimme erhob sich warnend in seiner Brust, ihm zuzureden: wie, wenn sie eines Tages auch dein Herzblut nimmt, um ihre Töne rotglühend zu färben? Das Leid und die Verzweiflung eines anderen Herzens kann man leicht dem Künstler als Material zubilligen . . .

Unfern, im Schatten des Ganges, neben den Stühlen der ersten Reihe stand ein Mann, der mit stetigem Blick und unbewegtem Antlitz das schöne Weib auf dem Podium beobachtete . . .

Das Konzert war zu Ende. Es schloß mit einem Triumph der Sängerin. Die Brutalität des Aufbruchs einer Menschenschar und ihr schroffes Hinausdrängen rissen Axel in den Alltag zurück.

Im Künstlerzimmer umarmte Kleymann ihn, weil er sozusagen von den Gegenwärtigen der nächste dazu war und man an Leonie vor Gratulanten nicht herankommen konnte.

Alle glaubten die Wichtigkeit des Abends durch lautes Wesen bestätigen zu müssen. Sie drängten sich damit

an die Heldin heran wie an einen Billettschalter am Sonntag. Baranowitsch, der Eile hatte, hielt in emporgestreckter Faust seinen Paletot am Kragen, um sich damit zur Tür durchzukämpfen.

In einer Ecke stand Spanier vor Carry und hielt ihre Hand. Er mußte sofort abreisen; am nächsten Vormittag hatte er einen Termin am Amtsgericht in Gerlachshausen.

Nun nahm er Abschied.

Mit seiner majestätischen Gestalt stand er zwischen Carry und den spektakelnden Bewunderern.

Er hielt ihre Hand. Er sah ihr mit einem ehrlichen Gesicht in die Augen.

Sie sollte ja das Gefühl bekommen, daß da ein ganz zuverlässiger, ganz wunschloser Freund vor ihr stehe.

„Darf ich bald wiederkommen . . . trotzdem . . ."

Ihn überraschte dies „trotzdem". Er hatte es nicht sagen wollen. Die Empfindung quoll zu mächtig empor aus den so fest zugedeckten Tiefen der Brust. . . . Trotzdem ich dich selbst haben wollte und abgewiesen ward, ehe ich noch bitten konnte . . .

Sie sah ihn dankbar und gut an. Sie hatte ihn lieb in diesem Augenblick, wie das Vertrauen die Ehre liebt . . .

„Ja, kommen Sie bald wieder."

„Und Sie rufen mich, wenn Sie meinen Beistand brauchen können?"

„Ja!"

Fünf Minuten später fuhren die beiden Männer dem Anhalter Bahnhof zu. Denn Axel geleitete den guten Freund bis an das Schlafcoupé.

Unter das Verdeck des Taxameters hinein sprühte eine Feuchtigkeit, die ein Zwischending von Regen und Nebel war und die ganze Luft dicht erfüllte.

Nach der Hitze des Saales und der Erregung mutete dies nun besonders kalt und unfreundlich an.

Dazu rauschte der Lärm des Straßenlebens noch einmal zu einem brausenden Forte auf, ehe ihm die Nacht ihre Sordine auf die dicken Baßsaiten setzte.

Ein Gespräch war unmöglich.

Vielleicht auch, weil ihnen beiden die seltsame Leere und Abgeschlossenheit das Gemüt beengten, die einem Abschied vorangehen.

Im schneidenden Licht der Bahnhofshalle befiel Axel die Erinnerung an jene Maiennacht, da er an eben dieser Stelle stand, mit einer zahmen soliden Aussicht auf Brot in der Tasche.

Und nun? Und nun? Jetzt wußte er es: es war doch sein Verhängnis geworden, daß er sich damals am Weg versäumt hatte — weil es seit Kindertagen her in ihm lag, bei ungewöhnlichen Ereignissen stillzustehen und den bunten Vogel seiner Phantasie darüber kreisen zu lassen...

Plötzlich fiel ihm ein Gedanke dazwischen. Der kam, obschon nicht ohne Zusammenhang, doch ganz wo anders her.

Er hatte doch in den letzten beiden Tagen zuweilen eine ferne Empfindung davon gehabt, als lebten neben ihm zwei Menschen hin, zwischen denen es so etwas gab wie ein Verstehen, einen geheimen Bund, eine Freimaurerei des Gefühls. . . . Mit einem Male war er brennend neugierig darauf, zu wissen . . .

Er konnte kaum abwarten, bis Spanier ihm nachkam. Er fand, daß der ja unglaublich viel Zeit brauche, seinen Koffer aufzugeben.

Nun endlich betrat auch er die Halle, und sie schritten zusammen auf den Schlafwagen zu.

„Sie kommen wohl bald wieder?" fragte er.

„Ich denke."

„Darf man gratulieren?"

„Wozu?"

„Frage! Da Sie mich ins Vertrauen gezogen hatten . . ."

Während dieser knappen Reden waren sie, Schritt haltend, rasch am Zug entlanggegangen. Sie sahen sich nicht an.

Spanier reichte seine Handtasche und seinen Belegschein dem Schlafwagenschaffner, der gerade in der Tür erschien.

Dann, die Hand an der Eisenstange der Wagentreppe, stand er und sah neben Axel vorbei, mit den Blicken einer Gruppe von Abreisenden folgend.

Ein letztes Besinnen, ein bißchen bitter und ein bißchen schwer, hemmte ihm noch die Worte auf den Lippen. So endete also seine ruhmvolle Mannesjugend . . .! so schloß eine Siegerlaufbahn! Wer ihm das einmal vorausgesagt haben würde!

Und er lächelte in einem wundersamen Gemisch von Melancholie und Spott.

„Mein lieber Doktor, es gibt nichts zu gratulieren," sprach er tapfer.

„Sie haben . . . Sie haben doch nicht . . ." sagte atemlos Axel. Er wäre beinah mit der Frage herausgefahren: „Sie haben doch keinen Korb bekommen?"

Spanier horchte dem dumpfen Bluffen nach, mit dem auf einem von hier nicht sichtbaren Gleis ein Zug in die Nacht hinausfuhr, aus den eisernen Kiefern der Lokomotive Dampfatem stoßend.

Und draußen in der Nacht schrie dann die Lokomotive kurz und gellend auf.

„Der Jurist kennt nur den Tatbestand," sagte Spanier mit scheinbarem Humor, „und der ist: ich habe keinen

Korb bekommen, denn ich habe nicht angehalten. Aber der Mensch, lieber Freund, der Mensch weiß, daß es anders ist! Ich habe nur nicht gesprochen, weil ich rechtzeitig erkannte, daß Fräulein Carry mich nicht liebt."

Axel war stumm vor Erstaunen.

„Verzeih mir," dachte Spanier, „verzeih mir, holdes, reines Herz — aber es muß sein . . ."

Denn er, der Vielerfahrene, verstand sich auf die wunderlichen Kompliziertheiten einer liebeskranken Phantasie. Und er wußte, daß manches Herz unsicher und stutzig wird, wenn man ihm sagt: Du bist geliebt. Und daß manch einer schon auf seinem Lauf hinter einem Irrwisch drein innehielt, wenn er plötzlich ein echtes, ein menschliches Licht aufglänzen sah . . .

„Ja," fuhr er fort. „Ich habe es begreifen müssen: Fräulein Carry liebt einen anderen . . ."

„Einsteigen!" rief der Schaffner und ging mahnend am Zug entlang.

Spanier erstieg den ersten Tritt.

Er bückte sich ein wenig und reichte Axel seine Hand, ihm fest, ihm mit höchster Bedeutung in die Augen sehend.

Dich, sagte sein Blick, dich!

Und ganz unerwartet übermannte ihn eine Weichmütigkeit, die ihm die Stimme unklar machte . . .

„Seien Sie kein Narr," sagte er.

Und verschwand im Wagen . . .

Axel fühlte nur, daß der andere seine Hand plötzlich fahren ließ . . . er hörte die von innerster Bewegung gebrochene Stimme noch in seinem Ohr, fast wie den Nachhall einer Klage . . .

Und er stand und sah dem rasch und sacht hinaushuschenden Zuge nach.

Betäubt von dem neuen Wissen . . .

Neuntes Kapitel.

Die Zeit glich Axel in diesem Winter oft einem unbedachten Kind. Manchmal lief sie in stürmischer Bewegung dahin und riß ihn mit sich, so daß ihm schien, er sei eine große Wegstrecke vorwärts gekommen. Dann wieder versäumte sie sich bei den Nebendingen, schien trüber Stimmung und lähmte alles und alle. —

Während der ersten vierzehn Tage seines neuen Lebens war Axel wie ein Festgast: die Umwelt besorgte seine Unterhaltung, ihm ihre Fatalitäten noch verbergend.

Da war Kleymann. Seinem Prinzip getreu schien er zunächst einfach nur zu schwelgen, die Stimmmittel seines Schülers nur bewundernd zu genießen, rundherum in allen musikalischen Kreisen davon lobpreisend. Daß kein Mensch solche Verzückung über einen neuen Schüler mehr für voll nahm, wußte Axel nicht. Er hörte auch nicht, daß Leonie, ganz klar ihren Lehrer übersehend, zu Carry sagte: „Ein paar Sachen kann Kleymann, die macht ihm kein Lehrer nach: Tragkraft und Glanz der Höhe und Mundstellung und so; wenn Axel das weghat, muß er den Lehrer wechseln; vielleicht wär's überhaupt besser gewesen, Kleymann wäre wie bei mir sein letzter, anstatt sein erster Lehrer geworden."

Dann waren da die beiden Beziehungen von früher: das geheimrätlich Mahlmannsche Haus und sein Korpsbruder Doktor Ratholz. Ein akademisch gebildeter, ansehnlicher und mit musikalischem Geschmack Tenor singender junger Mann ist jedem geselligen Haus immer willkommen.

Schon drei Tage, nachdem er bei Mahlmanns Karten abgegeben hatte, fand er eine Einladung zu einer Abendunterhaltung vor.

Doktor Ratholz schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er von des Freundes Entschluß hörte. Aber er war in seiner jovialen bierfröhlichen Gutmütigkeit viel zu wenig veranlagt, anderen Leuten in ihre ernsten Angelegenheiten hineinzureden. Außerdem wollte er sich gerade mit einer reichen Cousine in Stettin verloben, stand schon mit dem Fahrplan in der Hand und verhieß fast völlige Unsichtbarkeit und Ungenießbarkeit während der schauderhaften Bräutigamszeit mit ihren gesellschaftlichen Unbequemlichkeiten und Formalitäten. Aber zur Hochzeit nach Stettin müsse Wernefeld kommen, das verstand sich, und da war noch eine Tochter in dem Haus, aus dem Ratholz sich sein Frauchen holte; eine Tochter . . . er kniff nur das rechte Auge zu und pfiff durch die Lippen — es war genug preisende Kritik! Und nach der Hochzeit mußte Wernefeld natürlich Hausfreund werden, alle Sonntag den Braten mitessen und mit der kleinen Frau musizieren, denn wenn er — Ratholz — sich recht erinnere, sollte seine Braut auch Talent haben; aber genau wußte er es nicht. Er wollte sie mal fragen.

Alle zukünftigen Sonntagsbraten bei dem Ehepaar in spe hatten für Axel ja nicht den Wert, als es im Moment ein freier, ihm zu Diensten stehender Freund gehabt haben würde. Aber da Ratholz kein einziges mißbilligendes Wort über seine Konzertsängerlaufbahn gesagt hatte, ging Axel doch mit angenehmsten Empfindungen von ihm fort.

Bei der Wohnungssuche hatte er auch Glück. Er fand in einem sonnigen Hinterhaus bei zwei älteren adeligen Damen, die von einer bescheidenen Rente lebten, ein geräumiges Zimmer. Daß es mehr kostete als seine ganze Wohnung mit Morgen- und Abendbrot bei

Schmeers, verstand sich. Aber man war ja auch nicht in Gerlachshausen, sondern in Berlin. Seine Wohnung lag in der Motzstraße, und er brauchte nur eben über den Nollendorfplatz zu gehen und rechts hinauf in die Maaßenstraße, so war er bei den Forstingschen Damen, die dort eine vornehme, teure erste Etage bewohnten.

Sie hatten es ihm erlaubt: er durfte kommen, wann er wollte.

Aber er machte bald eine überraschende Entdeckung. Trotz der tiefen Trauer, die sie von jedem rauschenden Gesellschaftsleben fernhielt, waren die beiden Frauen immer in Bewegung, oder es war Bewegung um sie herum. Fast stets fand er Besuche bei ihnen: Persönlichkeiten aus der musikalischen Welt mit großem oder mit kleinem oder gar keinem Namen. Leonies wohlwollendes Interesse auch für die, die noch mit dem Marschallstab im Tornister verborgen umherliefen, schien unerschöpflich. An jedem Menschen fand sie irgend etwas, das ihre Phantasie anregte: sie witterte ein tragisches Familienschicksal oder eine seltene und verhängnisvolle Charakteranlage oder fand Schönheiten, wo andere Menschen nur ein gewöhnliches Gesicht sahen. Kurz, mit dem bengalischen Feuer, das sie sich immer wieder neu entzündete, brachte sie alles um sich in ungewisse und anziehende Beleuchtung.

Die Damen speisten auch oft außer dem Haus. Axel begriff gar nicht, wie ein Mensch so viel freundschaftliche Beziehungen haben könne.

Und er ertappte sich auf dem unwilligen Gedanken: Das ist doch gewiß nicht Carrys Geschmack!

Darüber klopfte sein Herz, als habe der Gedanke Zeugen gehabt.

Der arme Peter Forsting hatte viel Freunde besessen,

war ein stets hilfsbereiter Mann gewesen, liebte Gespräche über künstlerische Fragen, und da seine Begabung nicht ausgereicht hatte, Erfolge zu erringen, fand er vielleicht eine Art Ersatz in dem großen Kreis des Verkehrs, der ihm für seinen Geschmack, sein Wissen eine Art Publikum ersetzte.

Natürlich — all diese Verbindungen ließen sich nicht auf einmal zerreißen. Und Carry besonders setzte sie wohl aus Pietät fort. Zufällig kam Axel dahinter, daß sie arme junge Studierende unterstütze. Der Augenblick dieser Entdeckung war für ihn freilich ein harter.

An einem Novembertag, der wie ein Filzdeckel düster und still über der gewaltigen Stadt lag, war Axel zum Fünfuhrtee in die Maaßenstraße gegangen. Er war eigentlich das erste Mal in einer Stimmung, die eines Sonnenstrahls von außen bedurfte, um wieder hell zu werden; von innen heraus konnte er sie nicht klären. Kleymann war nämlich aus seiner ersten Periode, der Schwelgerei, in die zweite getreten: der Verachtung alles dessen, was sein Schüler bisher erlernt, bei anderen Lehrern erlernt hatte.

Leider fand Axel die Frauen nicht allein. Da war Frau Lebus im Hut mit großen Straußfedern und dem Doppelkinn über dem mit Brillantsplittern umfaßten Emailbild des alten Kaisers, das als Brosche ihren gelben Halskragen schloß. Sie hielt in den fleischigen Händen die Teetasse sorglich über dem straffen schwarzen Kleiderstoff, der ihre auseinandergestemmten Kniee umspannte. Frau Lebus sprach mit leidvoller und doch gelassener Stimme über die Kränkung, die ihr Mann erfahren. Man hatte die Hauptrolle in der Novität nicht ihm, sondern dem Kayserling gegeben; das hieß ja, mit Gewalt das künstlerische Niveau drücken, wenn man

einen Lebus kalt stellte, um einen Kayserling in den Vordergrund kommen zu lassen. —

Da war eine überschlanke Geheime Kommerzienrätin mit blassen Augen und nervösen, verwaschenen Zügen, mit pariserischer Eleganz gekleidet. Sie war hier, um Leonie zur Mitwirkung bei einem Wohltätigkeitsfest anzuflehen. Der Zweck war so wichtig und gut. Leonie sagte zu. Sie hätte auch zugesagt, wenn der Zweck töricht gewesen wäre. „Diesen Winter noch," sprach sie aus.

Axel dachte dem Wort nach. Er ging zu Carry, die neben der mit orangefarbener Seide verschleierten Lampe den Teetisch verwaltete. Er fragte leise.

„Nun, da Leonie für diesen Winter noch nicht auf viel Engagements rechnen darf, hat sie noch Zeit und bedarf auch keiner Schonung," sagte Carry mit ihrem gütigen Lächeln.

„Nicht viel Engagements? . . . Nach d e m Erfolg?" Er war ganz erstaunt. Er hatte gedacht, nun kämen die Siege für Leonie Schlag auf Schlag.

„Aber bedenken Sie doch: alle Musikgesellschaften, die in der Saison große Konzerte veranstalten, haben sich schon mit Solisten versehen. Das wird im Frühling, längstens im Sommer alles abgeschlossen. Leonie kann höchstens mal einspringen, wenn irgendwo eine Sängerin krank wird. Oder auf eigene Hand Liederabende veranstalten. Der Agent wird ihr auch eine kleine Tournee zusammenstellen."

Sein Gesicht erleuchtete sich. Dann eilte sie ihm also diesen Winter noch nicht so beängstigend voraus? Das war doch wie ein Gewinn für ihn — einen ganzen, langen Winter Gewinn . . .

„Das ist — das ist schön für mich," sagte er unbedacht.

Carry veränderte ein wenig die Farbe. Aber sie

sah ihn gerade an, mit glänzenden, sich verdunkelnden Augen.

„Sie sehen daraus, wie langsam das Vorwärtskommen ist — selbst nach so großem Erfolg," sagte sie halblaut.

Er schwieg. Er war unglücklich. Er fühlte, daß er ihr wehgetan. Und er fühlte auch ihre große Sorge um ihn, die er doch von sich stoßen wollte wie ein Schwimmer die Algen, die sich um seine Füße verstricken. Er trat von ihr zurück.

Außer Frau Lebus, die in ihrer getragenen Entrüstung verblieb, und der ermüdeten Kommerzienrätin, die mit langen, weißen Fingern die Zobelschwänze ihres Pelzkragens bearbeitete, der an der Lehne ihres Stuhles herabgeglitten war — außer diesen befanden sich noch drei Herren im Zimmer.

Baranowitsch, der vergessen hatte, seine Galoschen auszuziehen, weil er in rasender Aufregung war: sein Konzert in Wien kam so gut wie gewiß zu stande. Das gleiche Programm wie hier. Natürlich mit Leonie als Solistin. Nur anstatt Schubertsche Lieder etliche von ihm selbst. Vor vier Wochen hätte Leonie sich noch dagegen gewehrt, aber da sie mit einer Arie von Baranowitsch so viel Erfolg gehabt hatte, wollte sie es auch mit seinen Liedern wagen, wenn ... Dies „wenn es mit Wien zu stande kommt" beherrschte sie und Baranowitsch fast völlig. Nebenbei erzählte er auch, daß er einen Brief vom Fürsten Lubotin habe: die Krankheit der sterbenden Fürstin könne sich noch monatelang hinziehen, so würde der Fürst sich fürs erste noch nicht um die russische Tournee seines Schützlings kümmern können. Der Gruß für Leonie, den Baranowitsch vom Fürsten überbrachte, ging an ihrem Ohr vorbei. Was waren ihr in dieser

Stimmung alle Fürsten der Welt: sie lebte und glühte in dem Gedanken, in Wien zu singen. —

Ferner war anwesend der Leutnant z. D. August von Potter, ein Amateurkomponist, der aber bei Baranowitschs Aufregung und Leonies Eifer nicht recht zu Wort kam. Er hatte Leonie Lieder gebracht, Potter opus 30 bis 35. Es waren lauter Liebeslieder. Und Herr von Potter haßte die moderne Richtung und war für „thematische Ideen" und „Anlehnung an das Volksempfinden", was sich, nach Kleymanns Ausspruch, darin kundtat, daß viele Pottersche Lieder an „Fischerin, du kleine" erinnern sollten. Leonie behauptete gutmütig, die Lieder seien ganz nett, und sie hatte Potter versprochen, auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung mal eines zu singen, denn sie wußte: er konnte einen Erfolg wohl brauchen, auch in finanzieller Hinsicht. Nun kam er mit zäher Ausdauer immer wieder vor, ein fleischgewordenes Memento. Er sah blond und ungemein militärisch gepflegt aus. Das wollte er auch. Er wäre sich deklassiert vorgekommen, wenn man ihn etwa für einen Standesgenossen von Baranowitsch gehalten haben würde.

Und endlich befand sich noch ein blasser, stiller junger Mensch im Zimmer; eigentlich sah er aus wie ein Primaner, dem das Leben noch keinen einzigen Zug scharf oder stark gemacht hat, und der sich mit seinem ganzen Wesen noch hinter den Schranken der Bescheidenheit oder der Unsicherheit halten muß. Als Axel, der vergangenen eigenen grünen Zeit gedenkend, sich freundlich zu ihm wandte, entdeckte er, daß dies Jünglingshafte nur eine äußerliche Farbe sein mußte: dunkle, tiefe Augen voll schweren Nachdenkens sahen ihn an. Der junge Mann hieß Gerbrand und war Bildhauer.

Nach einer kleinen Stunde fühlte Axel, daß er für heute auf keine ruhige Aussprache mit Leonie mehr hoffen durfte, und daß er nicht dazukommen werde, sich über Kleymanns verwandeltes Wesen auszusprechen. Er ging. Der junge Gerbrand schloß sich ihm an. Und Axel bemerkte, daß er beim Abschied einige hastige, geheime Worte mit Carry wechselte, während der sein Gesicht dunkelrot wurde, und Carry lächelte, schonend, mütterlich — jeder Zug ihres Gesichts eine Wohltat.

Auf der Straße sprach der junge Gerbrand: „Es ist wundervoll, daß es solche Menschen gibt."

„Ja, es sind auserlesene Geschöpfe. Alle beide," sagte Axel. Vielleicht sagte er nur „beide" aus seinem neuen Wissen heraus . . .

„Aber ich hoffe, ihr einmal zu danken . . . sie wird erkennen, daß sie der Kunst diente. Ich überlebte es nicht, wenn es anders würde! Ihr Vater war mein Gönner. Sie sagt, sie sieht es als sein Vermächtnis an. . . . Ich bin ja nicht der erste Künstler, den Großmut subventioniert. Aber — von jeder anderen Hand als von der ihren schiene es mir Almosen. Sie können, Sie werden mir ja nachfühlen," sprach der junge Mensch, in Überschwang geratend und voll Bedürfnis aus seiner dankbaren Ehrfurcht heraus Carry gegen einen Vertrauten zu preisen. Denn er sah in Axel einen Genossen...

„Ich?" fragte der, „ich? . . ."

„Nun — ich denke doch . . ." Der junge Bildhauer stockte. Denn er fühlte, daß es nur grenzenloses Erstaunen war, daß der Doktor Wernefeld neben ihm einfach mitten auf dem Bürgersteig stillstand. Aber er hatte es von zwei oder drei Seiten gehört: dieser Doktor Wernefeld bekommt das Geld zu dem Studium von Carry Forsting vorgestreckt.

„Was fällt Ihnen ein!" rief Axel böse.

„Mein Gott — es sagte irgend jemand . . ."

„So berichten Sie diesem jemand, daß ich kein Almosenempfänger bin," sprach Axel schneidend.

Der Schmerz, die Demütigung, die er empfand, erregten ihm ein Gefühl körperlicher Übelkeit. Ihm schwindelte beinah.

Der arme junge Mensch hatte eine Ohrfeige bekommen, die ihm gar nicht zugedacht worden war.

„Finden Sie es so schimpflich?" fragte er, und seine Augen füllten sich mit Tränen. „Um der Kunst willen kann man viel — und dann: so wie s i e gibt und hilft . . ."

Axel ergriff seine Hand.

„Verzeihen Sie mir," bat er, „ich wollte Sie nicht kränken. Gewiß, man darf einen Stecken nehmen, wo man ihn angeboten bekommt, wenn man ihn braucht, um bergan zu können. . . . Aber für mich wäre das anders — und besonders hier anders . . . glauben Sie mir. Man kann nicht alles erklären."

Gerbrand war bereit, auch ohne Erklärung zu glauben. Das heilte ja am schnellsten die Verletzung seiner empfindlichen jungen Ehre. Sie hatte sich zuvor in dem Gedanken gesonnt: auch ein Mann von Titel und Wissen wie Doktor Wernefeld läßt sich vorwärtshelfen in seiner Kunst. Und ungefähr erriet auch Gerbrand die Wahrheit. Denn auf Axels Wesen blinkten alle Augenblicke Reflexe auf, die die Sonne Leonie hervorrief, und das konnte eigentlich niemand verborgen bleiben.

Freilich, wenn es so war, konnte Axel von den Frauen keinen Beistand annehmen, und dann war es auch wohl nur Klatsch, daß Wernefeld ein ganz mittelloser Mann sei.

Weil er selbst sehr litt, hatte Axel Mitleid mit dem

jungen Menschen und trachtete danach, ihm seine Sicherheit wiederzugeben. Wie alte Freunde gingen sie zusammen durch den Strom des Straßentreibens, seiner oft sich andrängenden und oft sich stauenden Fluten kaum achtend. Und sie sprachen immerfort von Carry. Sie priesen sie über alle Maßen. Denn der eine wollte ja dem anderen immerfort beweisen: von ihr darf man jede Hilfe annehmen, jede!

Dabei wurde Axel wunderlich zu Mute. Und die Bitterkeit löste sich in Wehmut auf. Er dachte, was Spanier sagen würde, wenn er ihn so Carrys Wert lobsingen hörte.... Und während er mitten im Straßenlärm neben dem fremden jungen Menschen herging, war ihm immerfort, als müsse er sich vor Carry schämen, ohne sich klarmachen zu können, weshalb denn ...

Die überraschende Entdeckung, die Axel so gemacht, vergiftete seine bisher bewahrte Unbefangenheit. Also es gab Menschen, viele oder wenige, das galt gleich, die der Ansicht waren, er lebe hier auf Carry Forstings Kosten! Diese Ansicht mußte natürlich auf das gründlichste zerstreut werden. Axel glaubte, den von Geldfragen ziemlich Unabhängigen betonen zu müssen, und wenn er mit Kleymannschülern und anderen Musikbeflissenen zusammen war, steckte er seinen bescheidenen Ausgaben nicht mehr die Grenzen wie zuerst.

Sein Budget war so genau eingeteilt. Sein bißchen Geld reichte knapp noch für ein und ein halbes Jahr. Und auch das nur, weil Kleymann ihm zwei Drittel der Stundengelder kreditierte; er sollte später von jeder Einnahme einen Anteil an Kleymann geben, bis alles getilgt war. Der Professor war dafür bekannt, daß er sich äußerst selten auf solche Vereinbarungen einließ, eigentlich nur, wo er eine „große" Karriere sicher von

seinem Schüler erwartete. Aber auf irgend eine Weise fühlte alle Welt bald heraus, daß er von Axel keineswegs so etwas erwartete. Warum also dieses Entgegenkommen? Auf diese Frage eines guten Freundes hatte Kleymann in aller Harmlosigkeit geantwortet: „Die Forstingschen Damen stehen ja hinter ihm.“ Allerhöchstens mochte das halbklare Gefühl dabei gewesen sein, „der ist mir gut — im Notfall läßt mich Carry Forsting nicht reinfallen“. Aber aus dieser Äußerung war das Gerücht entstanden.

Auf dem Abend bei Geheimrat Mahlmanns langweilte Axel sich tödlich. Er konnte nicht begreifen, wie ihm damals dies Haus zu imponieren vermochte.

Auch kam es ihm vor, daß Mahlmanns sofort kühler wurden, als er erzählte, daß er sich in Berlin keineswegs zum Vergnügen aufhalte oder irgendwo Assistent geworden, sondern Konzertsänger zu werden denke und Kleymannschüler geworden sei. Bei Mahlmanns war Professor Scheurer der „einzige“ Lehrer in Berlin, bei dem man studieren konnte. Die beiden Fräulein Mahlmann stellten Axel mit einer Entschiedenheit, als hinge sein Leben daran, vor, daß er den Lehrer sofort wechseln müsse. Sie rechneten ihm so viel Fehler der Kleymannschen Methode vor, daß es eigentlich unfaßlich wurde, wie ein solcher Charakter in der Hauptstadt auch nur zu einem halbwegs bekannten Namen hatte kommen können. Hingegen war die Methode von Professor Scheurer nach ihren Aussagen die einzige, die Erfolg garantierte.

Außer diesen Beunruhigungen verspürte er noch das Unbehagen des Unterschieds zwischen damals und jetzt. Damals war er als Sendling des Onkels und Bruders, der für ihn um „liebevolle Aufnahme“ ge-

beten, zu Mahlmanns gekommen. Jetzt war er nichts. Bloß ein „Kleymannschüler“.

Leonie, der er das vortrug, redete ihm zu: das seien Stimmungen, Empfindlichkeiten, Einbildungen. Daß es gräßlich bei Mahlmanns sei, glaube sie unbesehen. Aber das sei egal für ihn. Er müsse hingehen, immer wieder hingehen. Man müsse sich Beziehungen schaffen. Er solle nur immer daran denken, daß er eines Tages Publikum für seine Konzerte brauche, und ehe man einen großen Namen habe, müßten eben die Bekannten und Freunde das Publikum bilden und heranschaffen.

Das ekelte ihn beinah an. Jetzt schon sollte er sich langweilen und seine Kunst im Salon zum Bedienten machen, der mit Vorträgen aufwartet wie andere Lakaien mit Sekt und Sektgläsern? Nur damit man ihm eines Tages ein Dutzend Konzertbillette abkaufe?

Er sah Carry an. Er fragte sie, ob es nötig sei. Ohne es zu wissen, gewöhnte er sich daran, sie nach allem zu fragen. Er sagte sich jeden Tag: Was Spanier mich da glauben machen wollte, ist Unsinn; sie liebt mich nicht, und es wäre ja schmerzlich für sie und mich, wenn sie mich liebte. . . . Aber jedesmal, wenn er aus den Fugen kam, trieb ihn eine unbestimmte Empfindung, sich an sie zu wenden. Sie meinte es doch gewiß gut mit ihm . . .

Carry mochte ihn nicht wieder ansehen bei seiner Frage, denn sie wußte, es tat ihm weh, als sie Leonies Reden bestätigen mußte.

Er fuhr auf.

„Solcher Art meine künstlerischen Geschäfte zu machen, dafür dank' ich.“

Leonie lachte.

„Der Stolz gibt sich, lieber Freund.“

„Nein," sagte Carry in ihrem tiefen Glauben an seinen Wert, „nein, bei ihm nicht. Er ist kein Handelsmann."

Ach, er war aber auch kein königliches Genie, das sich ohne Gefahr gelegentlich bücken darf, weil der Kronreif ihm zu fest sitzt, als daß er abfallen könnte. Nein, so ein Auserlesener war er nicht.

„Gottlob nicht," dachte Carry weiter. Denn sie wußte es: die mit solchen Kronreifen scheinen in die Welt gesetzt, um selbst zu leiden oder andere leiden zu machen.

Und wenn Carry ihm eine häßliche Wahrheit bestätigte, wurde sie gewissermaßen ehern für ihn, legte sich ihm hart und schwer aufs Gemüt.

Zu einer immer neuen Veranlassung der Unruhe wurden auch die vielen Konzertbillette, die er bekam. Anfangs gab Kleymann ihm etliche, er hörte auch, bestrebt, von allen zu lernen, jeden Sänger und jede Sängerin an. Nach und nach, im Maß, wie er unter den Musikstudierenden bekannt wurde und die Gesichter unterschied, sah er, daß in den meisten Fällen das Häuflein der Zuhörer nur aus Freibillettbesitzern bestehen konnte. Kleymann hatte aber wohl seinen Namen der Musikalienhandlung oder der Konzertagentur aufgegeben, denn bald bekam er Karten zu den Konzerten von allem, was geigte, spielte, sang. Nur natürlich nicht zu den Konzerten der ganz namhaften Künstler, die er hören mußte. Dazu hieß es, sich dann einen Platz kaufen. Er begnügte sich dann aber nicht mit einem billigen, denn es wäre ihm unerträglich gewesen, nicht neben Leonie sitzen zu können. — Eines schönen Tages hatte er gerade dreiundfünfzig Konzertbillette auf seinem Tisch, und nur zwei davon waren selbstgekaufte . . .

Rasch, sehr rasch wurde ihm die Phantasie ein wenig

blutarm. Sie hatte nicht mehr recht die frische Kraft, ihn Abende voll Sieg und Glanz vorweg erleben zu lassen. Sie hatte eine sehr schädliche Bekanntschaft gemacht, nämlich mit der Furcht. Und das ist durchaus kein bekömmlicher, erheiternder Umgang für die holde Törin.

Aber sowie er das spürte, setzte sein trotziger Wille ein. Er wollte siegen. Er mußte siegen. Er verdoppelte seinen Fleiß. Anstatt der ihm von Kleymann vorgeschriebenen Zeit trieb er den ganzen Tag phonetische Studien und übte Intervalle, Tonansätze, wollte Kleymann voraneilen und probte in Tönen und Lagen, die im Moment durchaus ruhen sollten, was freilich Kleymann versäumt hatte zu erwähnen, weil er es gar nicht für möglich hielt, daß ein Schüler einen Schritt ohne das Gängelband seiner autoritativen Anordnungen tun könne.

Die beiden alten Fräulein, bei denen er wohnte, litten sehr darunter, denn Fräulein von Seydebrecht I hatte oft nervöse Zahnschmerzen, die immer anfingen, sowie sie im Bett warm wurde; so schlief sie wenig und hätte es gern Tags etwas nachgeholt. Fräulein von Seydebrecht II hatte einen gänzlich unmusikalischen Hund, und der arme kleine Köter, der ohnehin an den Kompliziertheiten einer merkwürdigen Rassenmischung zu tragen hatte und zwischen der philosophischen Weisheit seines Dackelvaters und der leichtlebigen Unruhe seiner Pudelmutter sich hin und her geworfen fühlte, dieser arme kleine Köter wimmerte immer laut oder leise vor sich hin, wenn nebenan A- und O-Übungen gemacht wurden. Aber Fräulein von Seydebrecht I fürchtete beständig das Opfer eines Raubmordes zu werden und freute sich so sehr des endlich gefundenen, gebildeten, männlichen Mieters. Und Fräulein von Seydebrecht II nahm sehr gern die Konzertbillette an, die Axel ihnen

reichlich schenken konnte; sie hatte in ihrer Jugend in einem Gesangverein mitgesungen und hielt sich deshalb für musikalisch und urteilsfähig.

Aus diesen Gründen litten sie still und kündigten Axel nicht.

Das übermäßige Üben war der Klangfarbe von Axels Stimme nicht eben nützlich, und Kleymann horchte oft auf und verfiel in solch zorniges Entsetzen, daß Axel sich wie ein Sextaner vorkam. Kleymann wußte in solchen Momenten nicht, „wie er überhaupt dazu käme, sich mit einem so verschrieenen Schmalztenor abzugeben". Was freilich nach fünf Minuten durch einen Anfall des Entzückens über Axels Mittellage, und was noch aus ihr werden könne, wettgemacht wurde.

Das Konzert Baranowitsch in Wien kam zu stande. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest sollte es stattfinden. Und sofort nach Neujahr schloß sich eins in Budapest daran, eine genaue Wiederholung des Wiener Programms, nur daß man natürlich ein anderes Orchester haben und auch mit diesem erst proben müsse. Es wäre ein Unsinn gewesen, für die Zeit, die zwischen dem 20. Dezember, dem Tag des Wiener Konzerts, und dem 3. Januar, dem Budapester Konzerttag, lag, erst nach Berlin zurückzukehren.

Axel sah es selbst ein, daß es Unsinn gewesen wäre. Und dennoch, als er es erfuhr, wurde er still vor Schmerz.

Leonie, die nur ganz erfüllt von dem Ereignis war, kam ihm strahlend damit entgegen. Sie dachte ja gar nicht daran, daß der liebe, gute Doktor, der doch auf Carry und sie angewiesen war, nun trostlos einsame Festzeiten in Berlin verleben müsse. Sie merkte auch noch nicht gleich, wie ihn das traf.

Er stand vor ihr und sah an ihr vorbei und sah Carry

an. Die wandte rasch den dunkel gewordenen, tränenerfüllten Blick ab.

„Ich wünsche Glück," sagte Axel und zwang sich ein Lächeln ab; „es wird ein Sieg werden wie hier."

Da hörte sie an seinem Ton, daß es ihm weh tat.

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn mit sich zu Carrys Tischchen, an dem die saß und den schwarzsilbernen Pompadour fertigstickte.

„Sag ihm, er soll mitkommen," rief sie eifrig. Denn sie sah ein betrübsames, äußerst rührendes Bild vor sich: den armen Freund einsam, am Fenster in die bestirnte Nacht hinausstarrend, hinter ihm auf dem Tisch ein dürftiges Tannenbäumchen mit drei kleinen Lichtern, die melancholisch glänzten; von fern her klang eine Drehorgel mit ihren vollen, tremolierenden, schmachtenden Tönen; und nun erlosch das letzte der drei armen Lichtlein, wie Glück und Stern erlöschen. . . . Nein, so etwas Herzzerreißendes an Weihnachtseinsamkeit sollte der arme Axel um keinen Preis erleben.

„Sag ihm, er soll mitkommen."

Carry wurde verlegen. Was sollte das heißen? Etwa, daß Leonie sich dachte, man könne ihn als Gast mitnehmen? Denn sie wußte doch, daß er kein Geld hatte, sich solche Reise zu gönnen. Es war ja aber unmöglich, ihn einzuladen.

„Ich kann leider nicht mitkommen," sprach Axel, für den Augenblick wenigstens leise getröstet durch ihren Wunsch, ihn mitzuhaben. „Ich muß arbeiten — lernen — keinen Tag darf ich versäumen. Und ich habe auch kein Geld zu solcher Reise," schloß er mit leisem Erröten.

„Wie schade! Es wird gewiß himmlisch in Wien. Und gar erst in Pest. Nicht wahr, Carry, wir werden auch in die Pußta hinausfahren?"

„Deine Phantasie brennt wieder mit dir durch,“ scherzte Carry.

Baranowitsch kam voll herrischen Ungestüms und fing an, sich leidenschaftlich mit Leonie herumzustreiten über ein Lied, das sie durchaus nicht singen wollte, und das er gerade als wichtigstes Zeugnis seiner Lyrik ansah.

Leutnant z. D. August von Potter machte wieder einmal Besuch und brachte Potter opus 35 bis 40 und wagte die Andeutung, ob Frau Forsting vielleicht in Wien seine „Liebesstürme“ singen wolle, vielleicht als Zugabe. Darüber bekam Baranowitsch einen förmlichen Lachkrampf. Es war das erste Mal, daß man ihn lachen sah. Potter richtete sich voll ablehnenden Hochmuts auf und fixierte mit halbgeschlossenen Augen Baranowitschs wenig appetitlichen Hemdkragen.

Axel war bei Carry geblieben und ließ Leonie sich mit Baranowitsch und Potter allein zurechtfinden. Er hatte sich ihr gegenübergesetzt und spielte zerstreut mit den Silberflittern und den schwarzen Seidensträhnen.

„Freuen Sie sich auf Wien?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Carry leise, „gerade dieses erste Weihnachtsfest ohne ihn hätte ich still verbringen mögen.“

„So verhindern Sie diese Reise!“ Er stieß es heraus. Und das Rot seiner fieberischen Erregung flackerte über sein Gesicht.

Sie sah ihn an.

Und mit einem Male dachte er an das Wort der alten Frau Schmeer, von den Augen, die in Leiden hineinsehen können.

Ja, Carrys Augen sahen in die seinen hinein . . .

„Wie könnte ich das! Ein Erfolg in Wien wird Leonie sehr, sehr nützlich sein.... Und Sie wissen es . . .

Sie besser als alle Menschen: ich darf sie nicht verlassen ... Sie haben sein letztes Wort gehört ..."

Er griff über den Tisch hinüber nach ihrer Hand. Er fühlte, daß sie litt wie er.

Sie duldete es, daß er ihre Hand umschlossen hielt wie einer, der sich halten will. Sie war sehr blaß. Aber ihre Züge zeigten einen verschlossenen, stolzen Ausdruck. —

Und sie reisten wirklich ab. Zusammen mit Baranowitsch, der in einem ganz neuen wertvollen Pelz beinah aussah wie ein polnischer Bankier. Es war ein Geschenk des Fürsten Lubotin. Nachmals wußte es Leonie sehr amüsant zu beschreiben, wie dieser Pelz während der Reise durch Zigarettenasche, Kaffeetropfen, Staub und das Anlehnen an feuchte Fensterscheiben rasch in solchen Zustand kam, daß die Damen in Wien schon verlegen wurden, wenn sie sich neben Baranowitsch und seinem Pelz auf der Straße zeigen mußten.

Übrigens prophezeite sie es ihm schon in Berlin auf dem Bahnhof bei der Abreise, und die Neckerei mit dem Pelz beherrschte die letzten Minuten. Axel hatte gewiß kein Recht, sich dadurch gekränkt zu fühlen. Für einen Abschied von vierzehn Tagen konnte er keinen Aufwand von gerührten Worten und warmen Blicken erwarten, und wenn auch das Weihnachtsfest und der Jahreswechsel dazwischen lagen. Aber er war eben schon empfindlich und verlangte eben schon zu viel. Jeden Tag mehr. Mit der Qual der Leidenschaft wuchsen ihre Ansprüche.

Tief verstimmt verließ er einsam den Bahnhof, ein letztes Winken der weißen, beringten Hand im Gedächtnis. Ja und einen traurigen Blick von Carry ...

Der machte ihn noch nachträglich weich, so gefährlich

weich, wie einem manchmal gerade ein Trostwort alle Beherrschung entwinden kann.

Er ging die Potsdamerstraße hinunter. Sie lag in jenem harten Beleuchtungswechsel von schwarzen Schatten, die der dunklen Abendstunde gehörten, und den Lichtströmen, die aus den Schaufenstern brachen und von den Bogenlampen verbreitet wurden. Weit draußen vor der Stadt mochte es kalt sein, und vielleicht lag auch ein friedlicher, dünner Schneeflaum über stillen Feldern und den gefrorenen Rasennarben der Wiesen. Hier spürte man keinen Winter. Er mußte schon mit protzigen Schneemassen kommen, um in der Stadt auftrumpfen zu können. Leise Noten wurden hier nicht gehört. Sauber, hellgrau und trocken war der breite Bürgersteig.

Also nun würde er Weihnachtsabend ganz allein sitzen, dachte Axel. Und es kam ihm so vor, als habe er sonst Familie gehabt, und als habe er sich selbst von ihr verbannt. Wie war's denn sonst gewesen? In den ersten zwei Studienjahren reiste er Weihnachten noch heim zum Vater. Dann gab es kein Vaterhaus mehr, sondern nur noch zwei Gräber. Er wurde von seiner Schwester Adele eingeladen, ganz korrekt, jedesmal wenn das Fest sich nahte. Aber da er sich mit ihr seit ihrer Geldheirat nicht mehr verstand, sagte er stets ab und verbrachte sein Fest in Jugendfröhlichkeit und Wichtigkeit mit Kommilitonen. Auch voriges Jahr hatte Adele ihn wieder eingeladen. Aber da war er im Sanatorium Mahlmann und half dem Doktorpaar den wenigen, über das Fest in Behandlung verbliebenen Patienten „Familienstimmung" vortäuschen.

Und dieses Jahr?

Vielleicht wäre er zu Adele gefahren. Zu einem

Retourbillett dritter Klasse nach Frankfurt hätte es gereicht. Er wäre vielleicht gefahren, um vor seinen Gefühlen davonzulaufen. Aber diesmal hatten Adele und ihr Mann ihn nicht eingeladen. Der ohnehin so lose seelische Zusammenhang war fast zerrissen durch sein Beginnen, das Adele in der schroffsten Weise mißbilligte. Sie hatte gleich geschrieben, das sei Unsinn, und sie sähe voraus, daß Axel ihnen eines schönen Tages kommen werde. Seid ruhig, hatte er zu diesem Brief gedacht, ich werde euch niemals „kommen". Und übrigens war es eine alte Geschichte: Geschwister haben im Urteil von Geschwistern nie Talent.

In Gerlachshausen wäre er natürlich bei den alten Schmeers gewesen . . . darüber glitt er schnell weg. Den Klang dieses Namens erstickte er immer gleich bei sich.

Wie hatten ihm denn schließlich diese alten Leute schon so viel werden können? Ein knappes halbes Jahr war man beieinander gewesen. Es war also natürlich auch nur Stimmung, wenn es ihm zuweilen deuchte, als sei dort in Gerlachshausen seine Heimat — als möchte er wohl einmal, einmal seinen Kopf in den Schoß der alten Frau legen, wie er als kleiner Junge bei der Mutter getan, wenn ihm das Herz schwer war und er nicht wußte, warum es denn eigentlich so schwer sei.

Wie er so durch diese laute Straße hinging, fiel ihm ein, daß die alte Frau wachsam und besorgt im Bett aufsaß, wenn sie hörte, daß man ihn herausgeklingelt. . . . Mit unerträglicher Deutlichkeit sah er die Kakteen sich auf dem Fensterbrett sonnen in ihren graugrünen, stachlichten Wurstleibern . . . in der friedlichen Stube. . . . Er trat an das Schaufenster, das gerade lockte. Anderes sehen, anderes denken . . .

Es war das Schaufenster einer großen Kunsthandlung. Da stand eine grünliche Bronzestatue in etwa halber Lebensgröße — in feinster Farbenharmonie stand sie vor und auf einem samtartigen, bräunlichen, dunklen Stoff, der auch allerlei künstlerischen kleinen Geräten als Unterlage diente. Von sanftem Licht war alles klar beleuchtet. Axel stand wie ein Käufer, der vertieft die Wahl trifft, und sah doch eigentlich gar nichts. Und endlich streifte sein Blick an der Gestalt von Bronze hinauf, die als großes Mittelstück die Auslage beherrschte.

Er erschrak, wie man sonst nur beim Anblick eines lebendigen Menschen erschrecken kann.

Es war die Bacchantin. Das Original der Statuette, die ihm Leonie und Carry damals geschenkt aus Peter Forstings Kunstschätzen . . . gerade diese, weil der Verstorbene sie sehr geschätzt habe . . .

Und er glaubte wieder wie in jener schwülen Augustnacht die Ähnlichkeit zwischen diesem schlanken, sich leidenschaftlich vorwärts drängenden Frauenleib und Leonies Gestalt zu erraten . . .

Er mußte lange vor dem Fenster stehen bleiben. Die Erinnerung an seinen glühenden Traum brannte zu heiß und schwer in seinen Adern . . .

Und wie ein geschlagener Mann ging er endlich heim.

Er fühlte: langsam wuchs das Elend. Und sie? Ob sie wohl viel an ihn dachte? Gewiß, dachte er. Weil er so denken mußte! War sie denn nicht immer gütig zu ihm — von einer intimen, strahlenden Güte, wie ein Weib nur gegen den sein sollte, den es liebt?

Und als eine ganz vorsichtige Stimme in ihm dagegen fragte: Ist sie aber nicht mit jedem so, der im Augenblick ihr Interesse erweckt, einerlei ob Weib oder Mann, ob jung oder alt? fuhr er gegen diese Stimme

gewaltig auf. Das war reine Eifersucht, wenn er so etwas dachte. Und nur nicht eifersüchtig sein auf eine so glänzende, so künstlerisch begabte Frau! —

Ein paar schwere Tage schlichen hin, an denen sich Axel derart mit Arbeit betäubte, daß sogar Fräulein von Seydebrecht I mit weinerlichem Lächeln meinte, Herr Doktor sollten sich etwas Ferien gönnen, und Fräulein von Seydebrecht II ein Konzertbillett ablehnte mit dem Seufzer, sie sei zur Zeit etwas nervös und könne Musik nicht recht aushalten. Axel merkte leider nichts. Und die guten Damen konnten es gar nicht fassen, daß er nicht Freunde oder Verwandte hatte, zu denen er reiste. Sie hatten sich so auf Weihnacht gefreut gehabt ... aber entgelten ließen sie es ihm nicht, und am 24. Dezember lag sogar ein brauner Pfefferkuchenmann neben seiner Kaffeetasse, der sehr sinnig eine Lyra im Arm trug, die durch weiße Zuckerfäden angedeutet war. Und auf dem Postament, das die dicken, nach Kuchenmännerart ganz auswärts gesetzten Füße trug, stand: „Singe, wem Gesang gegeben."

Natürlich war sein Festtisch nicht allein mit diesem Pfefferkuchenmann bedeckt. Adele schickte ihm eine Nickelmaschine zum Teebereiten und ein Dutzend elegante Taschentücher. Frau Leonie Forsting hatte auf ihre Visitenkarte geschrieben: „Fröhliche Weihnacht" und ihm ein sehr schönes Tintenfaß gekauft, Carry Forsting dazu die Schreibmappe gegeben. Beide Gegenstände waren von den Damen natürlich vor ihrer Abreise für ihn gekauft und verloren dadurch ganz unbeabsichtigterweise den Charakter der liebevollen Aufmerksamkeit.

Mit einem geradezu naiven Egoismus hatte er sich eingebildet, daß wenigstens Carry trotz der Ferne, die zwischen ihnen lag, ihm ein Wort zuzurufen verstehen werde — ein gutes, ermutigendes Wort ....

Und am Nachmittag traf ein Paket ein, das er nur zu sehen brauchte, um zu wissen, woher es kam. Ein Paket von unregelmäßiger Form, mit allerlei wunderlichen Auswüchsen, mit viel zu dickem Bindfaden umschnürt und mit vielerlei Siegeln versehen — wie alte, flinke und doch schon ein bißchen unsichere Hände packen, ein Paket, wie es Leute machen, die der Post denn doch nicht so ganz unbedingtes Zutrauen schenken.

Zu den selbstgestrickten Strümpfen und dem grauleinenen Zeitungshalter, die mit ihrer Weichheit den Kern des Pakets, Pfeffernüsse, vorm Zerkrümeln geschützt hatten, schrieb die alte Mama Schmeer:

„Lieber junger Doktor!

„Sie haben uns ja manchmal geschrieben. Aber es stand eigentlich gar nichts drin in den Briefen. Ich sagte zu Schmeer, daß sie so wenig Inhalt haben, kommt gewiß davon, daß sein Leben zu viel hat. So Gegensätze gibt's.

„Schmeer und ich, wir schauen uns manchmal an und warten, und es ist uns gerad, als müßt' droben im Flügelzimmer eins an zu singen fangen. Aber es fängt keins an. Und es ist recht still bei uns.

„Nun kommt ja der neue Doktor in drei Tagen. Er soll nicht bei uns wohnen. Aber es ist gut, daß er kommt. Denn der junge Krolpa muß bald fort wegen seinem Sanatorium; es soll was Großmächtiges sein. Und den alten Krolpa hat's seit der Lungenentzündung. Schmeer sagte es gleich: Einer, der immer gesund war und kriegt in die hohen Sechziger so was, da ist kein völliges Erholen mehr.

„Der Spanier hat sich was Neues angewöhnt: er kommt jeden Nachmittag mit Schmeer Halma spielen. Das ist mir recht lieb, da kann ich immer ein bißchen von Ihnen reden und vom lieben Fräulein Carry, die

Sie schön grüßen können. Sonst ist er aber ganz wie immer.

„Manchmal möcht' ich hineingucken können in Berlin, so von oben her, wie wenn man vom Topf den Deckel hebt und sieht, ob's schon kocht. Hoffentlich sähe ich nur Gutes. Dies wünschen Schmeer und ich auch fürs neue Jahr. Und vergessen Sie nicht ganz

die zwei Alten in Gerlachshausen."

Wenn Axel diesen Brief in einer reichen Stunde bekommen hätte, würde er ihn vielleicht als ein drolliges Schriftstück belächelt und zu Leonie getragen haben, damit sie sich auch daran freue.

Aber der Brief kam zu ihm in einer sehr armen Stunde, in der er war wie ein Bettler. Denn die Gefährtin seiner Jugend, die holde Törin Phantasie, hatte ihn gerade ganz verlassen und ihre Schwester, die Hoffnung, mitgenommen. Mit ihren unsichtbaren Händen hatten sie all seine Schätze davongeschleppt — den Krösusbesitz der Kämpfenden: die Zukunft. Ihm kam vor, als habe er keine mehr — und nun flüsterte der Brief zu ihm mit den Stimmen der Güte und des Friedens.

Er trat an das Fenster. Von dem aus sah man am Tage auf allerlei unerklärliche Hinterhauswände, die sich so durcheinanderschoben, daß man nicht bestimmen konnte, wohin sie gehörten. Dazwischen tauchten die braunen Reiser unbelaubter Wipfel auf. Und diese alten Bäume, die man schonend zwischen all dem Mauerwerk hatte stehen lassen, kamen Axel immer vor wie Indianergreise, die stolz vereinzelt zwischen Bleichgesichtern noch lebten. Jetzt war alles zugedeckt von der sternenlosen Finsternis eines Dezemberabends. Aber irgendwie hinter den kargen Fenstern dieser stummen Mauer glühte ein Licht.

Axel starrte dahin. Und der von schwerem Schneegewölk verhangene Dezemberhimmel wandelte sich in die leuchtende Blaufinsternis einer liebkosend warmen Augustnacht. Und das Licht quoll aus einem Gartenhäuschen, darin er getröstete Menschen und ein aus Todesnot gerettetes Kind zurückgelassen . . .

Er legte seine Stirn gegen die kalte Fensterscheibe und schloß die Augen, um das Licht nicht mehr zu sehen, das ihm Tränen in die Augen trieb . . .

Zehntes Kapitel.

Mit einer neuen Losung war Leonie von Wien zurückgekehrt, und die hieß: Bayreuth. Zwei erste Geiger, die sie in Wien kennen gelernt, hatten ihr in den Kopf gesetzt, daß sie dahin müsse. Es war ja stets ihr Wunsch gewesen. Aber der liebe, arme Peter sagte immer: Noch nicht! Er meinte, sie solle noch erst reifer und fester werden. Aber inzwischen hatte sie doch so viel erlebt: den schrecklichen Tod des armen Peter und den Erfolg in ihrer endlich zum broterwerbenden Beruf gewordenen Kunst. Sie kam sich geradezu uralt vor in manchen Stunden. So viel hatte sie erfahren.

Es wurden also, da für diesen Sommer Festspiele bevorstanden, zeitig Plätze genommen, und zwar für die Schlußvorstellungen. Natürlich nahm auch Axel sich solche, denn der Gedanke, daß Leonie einen solchen Eindruck haben solle, ohne daß er ihn teilen dürfe, dieser Gedanke war nicht zu ertragen. Man würde eine Parsifalvorstellung und den ganzen Ring sehen. Es war für Axel eine Ausgabe, die er geradezu mit Entsetzen sich vorrechnete. Aber er redete sich ein, daß er sie nicht allein um Leonies willen mache. Er würde viel lernen . . .

Leonie hatte ihm ganz offen geraten, es doch zu machen wie Herr von Potter, der sich vom Berlin-Potsdamer Wagnerverein Freibillette bewilligen ließ.

Aber Axel besaß nicht die Beziehungen zu jenen Kreisen wie Herr von Potter.

Und er sah auch Carry erröten bei Leonies Vorschlag.

Er selbst, mein Gott, er selbst war schon ein wenig müde und demütig geworden. Sie aber dachte vielleicht daran, daß es für ihn, der schon in angesehener, auskömmlicher Berufsstellung gewesen, doch wohl etwas anderes sei wie für einen jungen Musikschüler, sich um Freibillette zu bewerben . . .

Wie er sich so von Carrys Erröten beeinflußt fühlte, kam es ihm auf einmal zum Bewußtsein, daß er jetzt fortwährend darauf achtete, wie sie ihn und seine Taten ansähe.

Er wurde ganz erbittert gegen Spanier. Hätte der doch geschwiegen. Nun war die angenehme Unbefangenheit dahin, in der er früher mit Carry verkehrt hatte, und es gab noch eine Beunruhigung mehr im Leben. Denn unwillkürlich beobachtete er fragend: Ist es wahr, ist es möglich, was Spanier mich erraten lassen wollte?

Baranowitsch schwor es ab, jemals einen Fuß nach Bayreuth zu setzen. Er hatte ein leidenschaftliches Eifersuchtsgefühl gegen Wagners Kunst. Aber eines Tages kam ein Telegramm aus Tiflis, worin Fürst Lubotin den Ankauf von Plätzen befahl für sich und seinen Schützling Baranowitsch, den er vielleicht als musikalischen Führer neben sich haben wollte. Ob dies Telegramm eine Antwort auf eine Mitteilung von Baranowitsch war, erfuhr man nicht. Der Komponist mußte sich dem Wunsch des Gönners wohl fügen. Axel hörte es mit

Gleichgültigkeit, daß auch Fürst Lubotin die gleichen Vorstellungen besuchen werde. Seit er gehört hatte, daß für diesen Winter aus der russischen Tournee nichts werden könne, war Rußland mitsamt dem Fürsten ihm wieder ein leeres Wort ohne Schrecken geworden. So große Herren werfen in gnädiger Laune Gedanken hin, die sie schon anderen Tages vergessen, dachte er.

Er wußte nicht, daß der Fürst in der Tat seine sterbende Mutter nicht verlassen konnte, der die Ärzte noch bis zum März oder April das Leben zu verlängern hofften. Und weiter wußte er nicht, daß der Fürst Baranowitsch mit Gewalt verhindert hatte, die Konzertreise zu organisieren. Er, Lubotin, wollte dabei sein, wollte die schöne Frau auf ihrem Triumphzug durch Rußland geleiten, deshalb mußte gewartet werden bis zur nächsten Saison.

Der Winter ging hin, wie es Axel schien, in großer Einförmigkeit trotz all der Bewegung, die es beständig gab. Und so hatte der Lauf der Tage etwas Mechanisches, gleich dem Vorwärtseilen eines Zuges.

Leonie verreiste noch ein paarmal. In zwei großen Städten konnte sie für einen erkrankten Solisten in letzter Stunde von dem für sie stets wachsamen Agenten eingeschoben werden. Auch hatte ihr der Agent in fünf Städten je einen Liederabend eingerichtet; das Risiko freilich mußte sie selbst tragen. Endlich sang sie auch noch einige Male in Berlin bei Wohltätigkeitsgelegenheiten, auf einem eigenen Liederabend und auf einem Kammermusikabend bei einer bekannten Triovereinigung. Der Erfolg war jedesmal sehr bedeutend.

Voll Triumph zählte Leonie auch am Schluß des Winters ihre Einnahmen auf: sie besaß eintausend-

siebenhundertfünfundfünfzig selbstverdiente Mark und war glücklich wie ein Mensch, der das große Los gewonnen hat.

Der Mann aber, dem sie voll kindlichen Vergnügens dieses Resultat vorprunkte, saß blaß vor Enttäuschung ihr gegenüber. Solche Erfolge! Solche Kunst! Solche Mittel! Und so wenig Geld? Wie viel würde denn er verdienen im ersten Jahr . . .

Leonie rechnete ihm, seine Fragen und ihren Hintergrund gar nicht richtig erfassend, im Detail vor: in den Baranowitschen Konzerten hatte sie natürlich umsonst gesungen, dankbar für so günstige Gelegenheit des ersten Auftretens. Wo sie eingesprungen war, hatte sie einmal vierhundert, einmal sechshundert Mark Honorar erhalten. Die fünf Liederabende hatten nicht viel Überschuß ergeben; zwei schlossen mit Unterbilanz ab, einer glich Kosten und Einnahmen leidlich aus, zwei brachten einen Gewinn von einhundertundfünf Mark sechsundsiebzig Pfennig. Über die sechsundsiebzig Pfennig freute Leonie sich am meisten. Die Kammermusiker bewilligten ihr zweihundertundfünfzig Mark. Den Rest schaffte der Liederabend in Berlin, der somit ein nettes „Geschäft“ gewesen war.

Diesen „Abschluß“ hatte Leonie eines Abends nach dem Essen teils an den Fingern gemacht, teils auf die Kante der Zeitung in unleserlichen Ziffern hingerechnet. Carry saß still dabei.

Als Leonie nachher einmal das Zimmer verließ, sprach Axel gequält: „Es ist doch sehr wenig — man kann nicht davon leben.“

Er lechzte danach, ein ermutigendes Wort zu hören. Ihm war wieder einmal, als sei Carry in der Welt, um ihn zu trösten.

Und sie wünschte so sehr, ihm Mut machen zu dürfen. Es tat ihr bitterlich weh, wahr sein zu müssen.

„Leonie hat nicht ganz richtig gerechnet," sagte sie, „sie zog gar nicht die Reisekosten ab."

Er machte eine Bewegung. „Wahr. Nur zu wahr. Aber dann bleibt ja wenig nach — fast nichts."

„Natürlich," setzte Carry eiligst hinzu, „wenn man erst einen großen Namen hat! Da wird es anders. Leonie wird sicher nächsten Winter sehr gute Einnahmen haben — obgleich — Reisekosten, Toiletten — das nimmt viel weg. Die Saison ist kurz. Kaum achtundzwanzig Wochen. Der Durchschnitt hat längst nicht für jede Woche einmal ein Engagement. Und die ganz Großen, die so an tausend Mark für eine Arie und ein paar Lieder fordern dürfen, die können wieder nicht von sehr vielen Konzertunternehmungen bezahlt werden. Geiger oder Pianisten von Weltruf, die einen geschickten Impresario haben, die machen Vermögen. — Finger halten ja auch mehr Strapazen aus wie eine Kehle. Man kann auch geigen, wenn man im Eisenbahnwagen ein bißchen heiser wurde. Es ist schon so, für den Konzertsänger von mittlerem Ruf bleibt doch immer das Stundengeben die sicherste Basis. Viele geben schließlich nur noch Konzerte, um ihr Lehrerrenommee frisch zu erhalten."

„Das Stundengeben?" rief Axel. Der Gedanke war für ihn so schreckhaft, daß er ihn gar nicht gleich ganz bewältigen konnte. Seine Neigungen wichen gerade dieser Tätigkeit weit, weit aus. Und wenn es ihn schon niemals gelockt hatte, einen wissenschaftlichen Lehrberuf zu ergreifen, Gesanglehrer werden, eine Figur à la Kleymann abgeben, das deuchte ihn entsetzlich. Denn er sah in seinem Schrecken an Kleymann und vielen anderen nur

die kleinen grotesken Nebenerscheinungen. Das sollte also das Ende sein, das?

Und eine Ernüchterung fiel über ihn her, die seine Seele demütigte und sie zwang, zu sinken, immer noch zu sinken . . . und sie war doch schon so fern ab von den Siegeshöhen der Hoffnung.

Es wurde Frühling, und der Mai kam und jener Tag, an dem vor einem Jahr sich Axels Schicksal entschieden.

Durch einen Zufall! dachte er rückblickend.

Ihm war es Zufall. Vielen wär's nur Zwischenfall gewesen. Es kommt nicht aufs Ereignis an, sondern auf die Neigung zum Stehenbleiben oder die Kraft zum Vorübergehen.

Das alte Wort fiel ihm ein: den Abenteurer suchen die Abenteuer. Das war zu hart. Und dennoch, dennoch — es steckte eine bittere Wahrheit darin . . .

Um den Todestag Forstings herum kam Leonie ganz in lebendigste Erinnerungen an den lieben, armen Peter hinein. An seinem Grab war sie so außer sich vor Kummer, daß Axel sich beängstigend fragte: Liebt sie ihn noch, oder leidet sie in Selbstvorwürfen, weil sie ihn nicht mehr liebt, nie geliebt hat?

Die nächste Zeit schien ihm zu beweisen, daß es ein leidenschaftliches Hervorbrechen von Selbstvorwürfen gewesen sei. Denn der arme, liebe Peter verschwand wieder aus den Gesprächen, und Leonie war so voll Zutrauen, so voll Innigkeit gegen Axel, daß er es in heißer Gewißheit fühlte: sie liebt mich.

Sie hatte plötzlich das Bewußtsein bekommen, daß sie doch sehr verantwortlich für Axels künstlerischen Werdegang sei, und fühlte sich verpflichtet, Kleymann zu ergänzen, das heißt, Axel zu lehren, was der Professor

ihm nicht beibringen konnte. Es gab auch ihren Tagen, die nach dem Schluß der Saison sonst viel leere Stunden gehabt hätten, sehr unterhaltenden Inhalt. Sie fand ferner sofort heraus, daß man beim Lehren immer noch selbst lernt. Mit großer Ausdauer widmete sie sich der Aufgabe und übte täglich mit ihm. Es waren reiche Zeiten, die auch durch Kleymanns Verzweiflungsausbrüche über den hinschwindenden Wohllaut von Axels Organ nicht getrübt wurden. Denn man wußte ja: das war Kleymanns immer wieder gespielte Komödie. Der Schüler mußte erst so weit seelisch klein gemacht werden, daß er nachher in Kleymann seinen Schöpfer sah, der alles gut gemacht hatte, was die früheren Lehrer verbrachen.

Axel kam in einen Zustand glückseliger Qual, schwüler Spannung, den er genoß wie den Vorgeschmack aller Seligkeiten.

Er hatte jeden Tag seine ganze männliche Kraft nötig, um ihr nicht einfach um den Hals zu fallen. „Ich bin noch nichts, ich habe noch nichts," sagte er sich und biß die Zähne tapfer zusammen.

Deshalb war es an ihr, die doch verstehen mußte, wie es mit ihm beschaffen war, ihm zu zeigen: Sprich trotzdem — ich will es auch mit dem armen Mann wagen.

Aber sie gab kein solches Zeichen. Sie blieb immer die gleiche: so voll glücklicher Lebensfreude, daß der, der gerade mit ihr war, fühlen mußte: Ich bin es, der sie ihr erweckt!

Und dann war unversehens der August da, und die Koffer für Bayreuth wurden gepackt.

Herr von Potter wollte und konnte nur dritter Klasse fahren, wünschte dies aber nicht einzugestehen und sprach

davon, daß Axel und er doch besser vorausführen, weil sie noch keine Wohnung hätten. Baranowitsch, für den Geld nie eine Rolle zu spielen schien, konnte den Damen als Reisebegleiter dienen.

Und in dieser Zweiteilung verließ dann auch die kleine Gesellschaft Berlin.

Axel verabschiedete sich, als gälte es eine Trennung. Ihm kam ein wunderliches Vorgefühl, als müsse mit der neuen Umwelt auch der ganze Zustand ein anderer werden. In dieser süßen Liebeserwartung konnte er nicht länger so hinleben, das hielten seine Nerven nicht aus. Das hielt kein Mann aus. Und er glaubte gewiß: dort, bei den großen berauschenden Eindrücken, würde auch Leonie widerstandslos überwältigt werden von dem Gefühl, das sie zusammentrieb.

Leonie lachte ihn aus, daß er noch Abschied nehmen kam, und trug einige wunderbare Kleider herbei, die förmliche Gedichte seien, und die sie in Bayreuth tragen wolle. Carry hatte ihr stolzes, verschlossenes Gesicht, und ihm kam vor, als sei Härte in ihrem Ton. . . . Und er dachte: Leidet sie? Ist sie eifersüchtig, weil sie sieht, das Glück kommt auf mich zu? Aber er schämte sich in einem letzten Rest von männlichem Stolz dieses eitlen Gedankens.

Herr von Potter war ihm insofern ein angenehmer Reisegefährte, als auch er Sparsamkeit mit Standesrücksichten zu verbinden suchen mußte und darin während seiner Leutnantszeit sehr viel Praxis bekommen hatte, mehr als Axel sie besaß. Schon als Leutnant kannte Potter nur eine Leidenschaft und Verschwendung, die, seine Kompositionen drucken zu lassen. Seit einiger Zeit sprach er aber stolz und doch mit einer gewissen geschäftlichen Selbstverständlichkeit von „seinem Verleger“, denn

Leonie hatte wirklich einmal bei einem Wohltätigkeitsfest zum Besten eines Säuglingsheims die „Liebesstürme" von Potter mit solchem Erfolg gesungen, daß es im Saal von da capo-Rufen brauste, und am anderen Tag fand wenigstens dies Lied einen zahlungsfähigen Verleger. —

Die beiden Männer fuhren die Nacht durch, was auf den harten Bänken der dritten Klasse ein wenig strapaziös war. Axel hätte aber auch auf den weichsten Kissen nicht ununterbrochen schlafen können. Immer wieder, selbst in kurze Träume hinein, kam das glückselig beruhigende Vorgefühl: Ich fahre der Entscheidung entgegen.

Die Unruhe steigerte sich zu einer merkwürdigen Aufregung, als er in Bayreuth ankam.

Der Gedanke war ihm gräßlich, nach Wohnungen umherzulaufen, vom Preis des Morgenkaffees zu sprechen und mit Herrn von Potter die voraussichtliche Güte der Betten und Reinlichkeit der Vermieter zu erwägen. Er überließ alles dem Reisegefährten, der als Pedant höchlichst damit zufrieden war, ungestört durch einen nervösen Menschen besonnen und berechnend wählen zu können. Axel hatte nur noch erinnert: in der Nähe der Jean Paulstraße! Wo die war, wußte er nicht, aber daß Leonie ihre Wohnung dort nehmen werde, das hatte er genau im Gedächtnis. Sie verabredeten, sich zum frühen Mittagessen im Café Sammet zu treffen, und sie trennten sich dann. Das Gepäck blieb einstweilen auf dem Bahnhof, und Axel konnte mit dem Inhalt seiner Handtasche im Waschzimmer die Spuren der Nachtreise aus seinem Äußeren vertreiben. Er frühstückte und ging dann in die Stadt hinaus.

Das Gefühl, an einem der außerordentlichsten Plätze der Welt zu sein, überflutete ihn. Sein Herz war er-

weicht von Sehnsuchtsleiden und allen großen Eindrücken noch widerstandsfähiger hingegeben als sonst.

Er atmete auf wie in einem Seufzer. Die reine, kräftige Luft tat ihm wohl. Es war noch Morgenfrische darin, der letzte Hauch einer Gewitterstunde. Klar stand der blaue Himmel. Aber an Busch und Baum und an der Feuchtigkeit der Straße, von der es kühl aufstieg, sah man's noch, daß die Natur in der Tagesfrühe unter Blitz und Donner eine Dusche genommen hatte.

Die häßlichen Alltagshäuser rundherum und an den Straßen störten Axel gar nicht. Die Erregung gab seinem Auge den großen Blick. Jenen, der über das Geringe hingleitet und nur die leuchtende, elementare Ganzheit sieht, sich an ihr berauscht. Er sah nur, obschon sie zu dieser Morgenstunde und am spielfreien Tag nicht sich auf den Straßen drängte, er sah nur die Menge, die aus allen Ländern herbeiströmte, von der Kunst des einen gerufen! Und er fühlte sie als überwältigendes Kulturereignis, das tausendfache Kräfte erweckt hatte und in Bewegung erhielt.

Er stand vor Wahnfried. Still und vornehm lag es zwischen dem dunkelkräftigen, nassen, besonnten Grün der Bäume.

Axel hatte das Gefühl, es dürfe nicht bewohnt werden, nicht einmal von der großen Frau, die den Namen des Unsterblichen trug und über seinem Werk wachte.

Dieses Haus mußte ein schweigendes Haus sein, dem Gedächtnis einer ungeheuren Seele geweiht . . .

Seine Bewegung wuchs und wuchs. Er fand ohne Fragen den Weg zum Grab. Es war, als leite ihn das Gefühl und lasse ihn nicht fehlgehen.

Im tiefen, feuchten Schatten lag der flache, glänzende große Stein mit dem Namen voll eherner Gewalt, der da eingemeißelt stand, als habe ihn die Geschichte hineingegraben. Der kühle, schwarzgrüne Efeu umwucherte ihn in breitem Kranz, und die Wipfel der Bäume schlossen sich ineinander über ihm.

In das Kirchenschweigen ringsum rauschte zuweilen ein leiser, feiner Tropfenfall, wenn ein zaghaftes Lüftchen durch die düsteren Wipfel strich und mit zarten Fingern die Regenperlen vom Laub wischte.

Axel stand erschüttert. Seine arme, kleine Sterblichkeit fühlte sich in diesen Augenblicken höchster Andacht an die Leiden und an die Größe des Unsterblichen heran. . . . Emporgehoben durch seine Leidenschaft und ihre Not zitterte er in dem ahnungsvollen Erkennen, daß im letzten Grunde der Genius sich von dem, der ihn versteht, nicht anders unterscheidet wie der Hall vom Widerhall . . . nur daß der Hall so mächtig sein kann, daß der Widerhall zugleich ein Zerbrechen ist . . . wie die Mauern von Jericho fielen beim Schall von Josuas Posaunen . . .

Er riß sich aus seinen Gedanken. Er fühlte, daß sein Herz heute war wie ein Gefäß, das nicht stark genug gewandet ist für seinen brausenden Inhalt. Und alles, was er sah, und all sein Wissen über das, was er sah, wurden ihm wie Hefe: zugleich gärend und doch auch bitter. Denn zum Übermaß seiner Empfindungen schien sein Los ihm so klein. Das war ein jämmerlicher Zwiespalt . . .

Er schritt durch den Hofgarten dahin. Sonnenflecken lagen auf seinen Wegen und Rasen und tigerten auch die Gruppen der Büsche und malten helle Schilder an die Baumstämme.

Es war eine hochmütige Würde in diesem kleinen Park, eine etwas bedürftige Vornehmheit. Und so sprach er als der merkwürdigste Gegensatz zu Axels erregten Nerven.

In düsterem, drohendem Schweigen lag hinter ihm das Grab eines, der Welten zerbrochen und Welten aufgebaut hatte.

Und hier trippelte im Sonnenschein das Phantom einer zierlichen, kleinen, engen Erinnerung, eines Höfchens mit ausländischem Geschmack und ein bißchen gewissermaßen aus Standesrücksichten anempfundener Liederlichkeit . . .

Axel ging über das Brückchen, das den den Hofgarten der Länge nach durchziehenden Graben überschlug, und folgte der Ulmenallee, an deren Ende die hohen, vielscheibigen Glasfenster und Türen des Rokokoschlößchens weiß schimmerten.

Eine Männergestalt kam ihm entgegen. Groß, stattlich, im hellgrauen Saccoanzug und gelbbraunen Schuhen, im besten Geschmack der Morgenstunde gemäß gekleidet.

Ja, war es denn möglich?

Und der andere schwenkte schon den leichten weißgrauen Filzhut . . .

„Spanier!“ rief Axel.

Es war dem Rechtsanwalt nie passiert, auch von seinen besten Freunden nicht, daß ein Mann ihn umarmt hatte. Seine majestätische Person und seine halb humoristische, halb abgehärtete Art wehrte wie von selbst jeder Sentimentalität.

Aber Axel umarmte ihn. Aus seinem erschütterten Wesen heraus war es ihm natürlich, in aufwallender Rührung dem Mann um den Hals zu fallen, der ihm plötzlich als sein nächster Freund auf der Welt erschien.

„Jawohl," sagte Spanier, nachdem er Axel wohlwollend und beruhigend auf den Rücken geklopft hatte, „da bin ich. Es verstand sich von selbst. Ich kenne das Milieu hier. Musikalische Leute sind mir immer verdächtig. Hier können sie furchtbar werden. Wenn Sie und Potter und der so wie so schon halbverrückte Baranowitsch vom Furor Bayreuthicus gepackt werden, dann fehlt's den Damen an jemand, der Ellbogen hat. Und zu den Essens- und Auffahrtsstunden können hier manchmal streitbare Männer erwünscht sein."

Axel ging neben ihm her, plötzlich unbegründet in der glücklichsten Stimmung.

„Was denn? Sie kennen das Milieu? Davon haben Sie ja nie was gesagt! Sie waren schon hier?"

„Nicht so eigentlich wegen Richard Wagner," sprach Spanier mit Bedacht, „es war eine andere Sache."

Er lächelte vor sich hin, beinah liebevoll, wie man eine sehr hübsche Erinnerung anlächelt. Aber das schloß er mit einem ganz kleinen Seufzer ab.

„Was für Wert haben zuletzt solche hübschen Erinnerungen," dachte er, „sie sinken schließlich vor einem selbst im Preis wie ramponierte oder gefälschte Antiquitäten, mit denen man sich hat anschmieren lassen, und über die man doch in der Stunde des Erwerbs die vollste Sammlerglückseligkeit hatte."

Er wandte seine ganze Aufmerksamkeit nun Axel zu. Als der ihm so entgegengekommen war, hatte er ihm einen schlechten, abgemagerten Eindruck gemacht. Er stand still und sah ihn sich gründlich und sachlich an.

„Mein Lieber," sagte er, „man sieht Ihnen an, daß Sie nicht mehr im ‚Reichsapfel' aus der trefflichen Küche unserer schönen Wittib gespeist werden. Sie sind Arzt, und deshalb brauch' ich Sie ja wohl nicht erst darauf

aufmerksam zu machen: auch eine Stimme will ernährt sein. So hab' ich's wenigstens immer von klugen Leuten gehört: schlechte Verpflegung schade dem Organ. Sie sehen nach einem Fünfzigpfennigmittagstisch aus."

„Ich lebe ordentlich, fast besser, als ich nach meinen Finanzen dürfte."

„Wenn es also nicht der Hunger ist, dann ist es der Kummer," stellte Spanier in scherzhaftem Ton fest. Aber in seinem klugen Auge war ein scharfer, ernster Beobachterblick.

Der spaßige Ton gefiel Axel aber nicht, und hochmütig fragte er: „Was sollte ich wohl für Kummer haben?"

„Den landläufigen," sagte Spanier phlegmatisch. Und unmittelbar daran schloß er in der harmlosesten Weise von der Welt die Frage: „Wann kommen die Damen?"

Er wußte es zwar genau, denn er hatte heute morgen in seinem Hotel eine Depesche von Carry gehabt.

Axel erzählte. Gegen Abend kämen sie mit Baranowitsch, und er sei jetzt auf dem Weg, Potter zu treffen; den Nachmittag wolle er verschlafen, es sei eine so entnervende Nacht gewesen, heiß, auf harten Bänken.

„Nehmen Sie es mir übel, wenn ich nicht mit Ihnen esse? Ich habe meinen Tisch im ‚Anker'. Das Beste dort ist noch das Essen. Sonst immer die alte Geschichte mit den Bayreuther Unzulänglichkeiten in allerlei Dingen, die der Europäer und Kulturmensch gewohnt ist. Selbst in meiner sonst sehr netten Wohnung am Luitpoldplatz. Als verachtenswerter Materialist, der ich nun mal bin, leid' ich davon. Umsomehr brauche ich für meine erträgliche Stimmung zur Basis ein anständiges Diner. Überdies ist Herr von Potter nicht mein Genre. Das ist doch der blonde Liederautomat, von dem man immer

den Eindruck hat, daß er absolut verkehrt angezogen ist, bloß weil er keine Infanterieuniform anhat?"

„Ja, das ist er. Aber er ist ein netter, harmloser Mensch."

Spanier stand wieder still.

„Wie kann man einen Menschen harmlos nennen, der kein Talent hat und sich zur Kunst drängt! Er fällt lästig und schädigt andere. Denn irgendwie und -wo nimmt so ein Achtelkönner einem Ganzkönner doch ein bißchen Luft, Sonne, Einnahme weg."

„Glauben Sie?" sagte Axel, „glauben Sie?"

Und sein Herz klopfte vor Kränkung. Er dachte. Spanier hätte es anzüglich gesagt — für ihn mit. . . . Aber das war Spanier nicht von fern eingefallen, und er wußte ja auch nicht, daß dem armen Kerl, der da so plötzlich bedrückt neben ihm her ging, die Hoffnung und der Glaube so kränklich geworden waren, daß ihnen unaufhörlich mit der Medizin ermutigender Reden aufgeholfen werden mußte.

Im Hofgarten, in der geraden Ulmenallee und auf den wenigen Seitenwegen zeigten sich nach und nach mehr Menschen. Engländerinnen in Hemdenblusen und dunklen Röcken, den kleinen weißen Strohhut auf den gebauschten Haaren; Engländer, schlank, schwer und sich ein wenig gebeugt tragend, mit bartlosen Sportgesichtern von unbestimmbarem Alter. Französinnen in sehr modernen und kunstvoll hergestellten weißen Kleidern, an denen Spanier nicht vorbeikam, ohne sie beifällig anzusehen. Zierliche, dunkle und selbstbewußte Franzosen. Deutsche, die aus dem Gebirge kamen oder dahin wollten und in Bayreuth mit dem Federstutz am Lodenhütchen und dem wasserdichten Bergkostüm umherzogen, und von deren weiblichem Teil Spanier voraussagte, daß sie ihr „bestes

Seidenes" in der Pappschachtel mithätten, um es an den Festspielnachmittagen anzuziehen.

Zu einem vertraulichen Wort kam es nicht, wie es Spanier nach dem Aufwand von gerührter Freude beim Wiedersehen eigentlich erwartet hatte. Und allmählich gab er es auf, Axel zu zerstreuen.

Er sah es: der befand sich in einer gefährlichen Stimmung, in jener ungleichen, empfindlichen, schwülen Stimmung, in der man sich selbst noch unerträglicher ist als anderen.

Es wurde auch für Axel Zeit, Herrn von Potter zu treffen.

Kaum daß sie aus dem Hofgarten auf die Straße traten, so spürten sie die Glut, die unterdes den Tag zu erfüllen begonnen. Der heiße Atem des Mittags hauchte jeden an, der sich im blendenden Licht zwischen den Häusern hinbewegte.

Axel begriff gar nicht, woher ihm der hohe Schwung gekommen, in dem sein Wesen sich wie berauscht gefühlt. Jetzt war Bayreuth eine häßliche, heiße, kleine Stadt, an der es an vielen Stellen recht schlecht roch. Und unter den Lindenwipfeln des Café Sammet saß man stimmungslos wie in einem Berliner Biergarten und aß hartes „Tellerfleisch" und stöhnte über die Hitze.

Aber auf die unerträglichen Stunden folgte die eine, in der wieder alles Größe und Glück werden mußte.

Der Augenblick kam, wo die Lokomotive des Zuges, der Leonie brachte, aus dem Blaudämmer des sinkenden Abends mit zwei großen Feueraugen heranglühte.

Auf dem Bahnhof, auf allen Bahnsteigen, in den Tunnels, in den Wartesälen, überall war Menschenfülle. Man mußte sich drängen, und darüber verloren Axel und Spanier den sie begleitenden Herrn von Potter.

Nun brauste der Zug am Bahnsteig entlang und stand dann mit Ruck und Stoß und Gegenstoß.

Die wachsamen Blicke beider Männer waren über alle vorbeiziehenden Wagenfenster geglitten.

„Baranowitsch!" schrie Axel auf, als sei der es, auf den er hier so fiebernd wartete.

Es war schwer, dem Wagen rasch zu folgen, an dessen einem Fenster der Komponist stand und nach dem Kofferträger schrie, den Spanier aber schon gemietet hatte.

Endlich traf man sich. Ein Wiedersehen nach vierundzwanzig Stunden. Wenigstens für Axel.

Spanier aber stand und beugte sich über Carrys Hand, und über sein Wesen kam eine merkwürdige Stille.

Leonie schüttelte Axel die Hand und sagte gleich, daß sie vor Spannung fast umgekommen sei. Und eine sehr unterhaltende Reise hätte sie gehabt. Der Fürst Lubotin —

Aber da stieg er auch schon aus.

In Berlin war er unvermutet mit Baranowitsch auf dem Bahnhof erschienen. Ob die Herren sich noch erinnerten! Aber nein, das war fast unmöglich. Doktor Wernefeld war dem Fürsten allerdings vorgestellt worden, damals im Künstlerzimmer, aber man konnte nicht verlangen, daß Durchlaucht sich entsannen, oder daß Axel es noch im Gedächtnis bewahre. Und sie stellte nochmals vor . . . sie wollte auch sofort wissen, ob Axel schon an Wagners Grab gewesen sei, und was er für Eindrücke gehabt habe.

Aber es blieb unentschieden, ob sie seine Antwort noch hörte, denn gerade sprach der Fürst zu ihr.

Und dann ging sie mit ihm voraus. Spanier und Carry folgten.

Axel konnte hintendrein gehen mit Potter, der sich wieder dazufand. Wie ein Bedienter, dachte er erbittert,

weil er auch zufälligerweise die winzige kleine Handtasche Leonies trug, die er vor einer Minute beglückt sich von ihr hatte in die Hand drücken lassen.

Vor dem Bahnhof gab es noch ein allgemeines Hin- und Hergerede. Der Fürst und Baranowitsch sollten in einem Privathaus an der Bürgerreutherstraße, am Weg zum Festspielhaus, wohnen. Da man also sehr über die Stadt hin zerstreut hauste, schlug Spanier vor, im „Anker" als dem Mittelpunkt zusammen zu soupieren. Aber Fürst Lubotin lud die ganze Gesellschaft zum Souper bei Richenstahl ein.

Herr von Potter lehnte gleich ab, mit der Unfreiheit des vornehmen Armen, der sich sagt, daß eine Erwiderung ihm unmöglich ist. Am liebsten hätte Axel auch abgelehnt, teils aus der gleichen Empfindung heraus, teils weil ihm schien, als sähe der Fürst über ihn hin wie über die nebensächlichste Erscheinung von der Welt. Und er erbitterte sich darüber und war nicht gesonnen, sich die Stunden oder gar die Tage in Bayreuth schmälern zu lassen durch diesen fremden Menschen. Mit einer steifen Verbeugung nahm er an.

Die Damen hatten sich überraschend schnell umgekleidet, und noch vor neun Uhr saß man beim Abendessen zusammen, in den sanft erhellten Räumen, die ihren provisorischen Charakter nicht verbargen, aber doch die zugleich anspruchsvolle und diskrete Stimmung eines vornehmen Restaurants bewahrten.

Sie waren sechs Personen, und Baranowitsch saß neben Axel. Es blieb unentschieden, ob der Russe aus einer Anwandlung von slavischer Liebedienerei gegen seinen Herrn sich Axels bemächtigte. Vielleicht hatte er auch wirklich das Bedürfnis, aus seiner immer heiß kochenden Erregung heraus sich wieder einmal leidenschaftlich

gegen Wagner auszusprechen und nahm Axel als das sich gerade darbietende Hörrohr, in das er hineinsprach. Axel konnte sich nicht dagegen wehren ohne plumpe Auffälligkeit, und die wäre umso überflüssiger gewesen, als Leonie ganz und gar mit dem Fürsten Lubotin beschäftigt war.

„Alles Neue ist ihr wie ein Spielzeug, nur weil es neu ist," dachte Axel. Und er nahm sich zum hundertsten Male, seit er Leonie kannte, vor, nicht eifersüchtig zu sein, diese ihre lebhafte Art, sich das Neue voll fröhlicher Wißbegier zu beschauen, nicht zu schwer zu bewerten.

Aber seine zerquälte Seele wollte dem Verstand nicht gehorchen.

Er sah die glänzenden Augen aufstrahlen bei den halblauten Erzählungen des fremden Mannes, er hörte ihre eifrigen Fragen, ihre bewundernden Zwischenrufe. Und er wußte es: nun flog ihre Phantasie wieder auf und davon . . .

Und die Eifersucht rann ihm schwer durch die Adern.

Wenn sie sich wenigstens dann und wann ihm zugewandt hätte! Oder nur einmal mit voller Sammlung!

Aber er schien einfach nicht für sie da zu sein.

Er kam auf den häßlichen Gedanken, daß Leonie sich am Ende seiner, des so bescheidenen Freundes, schäme vor dem reichen Mann mit dem großen Namen.

Er wußte noch immer nicht, was für ein merkwürdiger seelischer Vorgang sich in Leonie vollzog, wenn sie von einem neuen Interesse hingenommen war: sie vergaß dann ganz einfach die übrige Menschheit. Daß irgend jemand Anspruch an sie erheben könne, fiel ihr nicht von fern ein. Wer sie im Moment nicht beschäftigte, beschäftigte sich auch nicht mit ihr. Das war ihre unbewußte Empfindung.

Er sah Carry und Spanier an. Sie unterhielten sich mit einer herzlichen Ruhe, ernsthaft, gleichmäßig. Sie schienen auch keine Gedanken für ihn zu haben.

Seine Erbitterung wuchs. Durch ihn hatten sich doch diese beiden kennen gelernt, sie hatten also kein Recht, einfach über ihn hinzugehen. Höflich mußten sie bleiben. Das war das wenigste.

Und was Carry wohl über das „Betragen" von Leonie dachte?

Hatte sie gefühlt, daß er, voll Fragen und Vorwürfen ganz in Ungerechtigkeiten verstrickt, sie ansah?

Sie begegnete seinem Blick. Und ihm fiel wieder das Wort der alten Frau Schmeer ein: sie sieht in Leiden hinein . . .

Ein verlorener, verdorbener Abend, dachte er, als er dann zu Bett ging. Aber eben nur ein Abend. Am schwarzblauen Himmel standen die Goldpünktchen der Sterne. Die Nachtkühle hatte wieder die träge Glut in den Straßen niedergeschlagen. Zum offenen Fenster herein kam ein sachtes, frisches Lüftchen und redete den Nerven gut zu, bis sie endlich wieder empfanden, wie sie sollten.

Und Axel war schon in der Stimmung derer, die Beweise brauchen: wenn die Tatsachen anfangen, bedrohlich zu werden, tut ein milder Sommerhimmel dar, da es ja doch unmöglich ist . . . daß die Welt, diese Welt süßer Hoffnungen, nicht untergehen *kann*!

Am anderen Vormittag gingen Potter und Axel früh in die Jean Paulstraße. Durch enge Gassen kamen sie in eine stille Gegend, wo alte Häuser sich in weitläufigen, altmodischen Gärten versteckt hielten, während gegenüber die dunklen Ulmen des Hofgartens das Straßenbild abgrenzten. Da gab es hohe Gitter, hinter denen

geschorene Taxuswände standen; Mauern, über deren Köpfe runde, mütterliche Obstbaumwipfel ragten. Und in Gittern und Mauern mächtige Einlaßpforten, deren Flügel sich einst für pomphafte Karossen geöffnet haben mochten, die auf hohen Federn schaukelten, und auf deren Brett hinten Lakaien sich am Gurt hielten. Neben den großen Toren standen kleine Türen, und in eine solche traten die beiden Männer, nachdem Herr von Potter noch erst die Nummer an der Mauer mit der Nummer auf dem Zettel in seiner Westentasche verglichen hatte.

Axel wußte auf der Stelle: das war ein Garten für Leonie.

Am besonnten breiten Kiesweg zogen sich kurze Strecken dicker, verschnittener Taxushecken hin. In deren Lücken standen Kübel mit kugeligen Lorbeeren. Oder es öffnete sich ein Weg. Oder eine graue Sandsteinfigur auf rundem Sockel lächelte geziert ihr Gegenüber an. Es waren Göttinnen mit unglaublich langen Beinen, in sehr mangelhafter Bekleidung, mit kleinen Köpfen und einer Haartracht, die das Rokoko antikisierte. Auf den grauen Gestalten brannte die Sonne, und der ausgedörrte, trockene Stein war so porig, daß die Göttinnen nicht anders aussahen, als hätten sie die Blattern gehabt. Um ihre Postamente blühten buntfarbige Blumenstauden.

Diese Anlage schien die Mitte des Gartens auszumachen, denn rechts und links in den Tiefen drängte sich Gebüsch um alte Bäume, die sich die Sonne auf den Buckel scheinen ließen und ganz still dazu hielten.

Plötzlich öffnete links eine der Lücken den Blick auf das Haus. Man bemerkte eigentlich nur die großen, blinkernden, weißgefaßten Scheiben einer Verandawand. Und neben ihr, vor dem letzten Streckchen Hauswand,

eine Markise, orangefarben und weißgestreift. Unter ihr, in bequemen tiefen Korbsesseln, saßen zwei Personen: Leonie und der Fürst Lubotin.

Axel erschrak, daß er sich verfärbte. Potter, der ihn verstohlen ansah, bemerkte es wohl.

Aber warum eigentlich erschrecken? War denn hier nicht infolge der frühen Mittagstunde und des zeitigen Beginns der Festspiele die sonst übliche Tagesordnung auf den Kopf gestellt? Wenn er und Potter den Damen halb elf Uhr ihren Besuch machten, weshalb sollte Lubotin nicht wenige Minuten früher auf die gleiche Höflichkeitspflicht verfallen sein?

Und wie schön Leonie aussah. So neu, so überraschend . . . in einem weißen Morgenkleid! Zum ersten Male!

Für diesen Mann? Nicht eifersüchtig sein, dachte Axel verzweifelt. Er hatte doch selbst gehört, wie Leonie vor Wochen sagte, sie werde bald Weiß tragen; der arme Peter, wenn er noch etwas erlauben könnte, würde es gewiß erlauben.

Sie rief den beiden gleich entgegen, ob es hier nicht bezaubernd sei. Und gerade eben habe ihr der Fürst erzählt, daß er in der Nähe von Warschau eine große Besitzung habe, deren Park ganz in diesem Stil angelegt sei, sein Ahn sei damals Gesandter in Paris gewesen und habe Versailles gesehen und es ein wenig nachahmen wollen.

„Und wenn ich komme, nach meiner russischen Tournee mit Baranowitsch — dann wird der Fürst dort ein Fest für mich geben — Gäste und Dienerschaft alles Louis quinze gekleidet — es soll sein, als kehrten wir über anderthalb Jahrhundert in der Zeit zurück. . . . Ist es nicht herrlich? — Oh, ich kann es kaum erwarten —

Sie werden sehen, Fürst, ich werde mich benehmen, als habe ich niemals wo anders gelebt als in Versailles. . . . Wenn ich so ein fremdes Gewand anziehe, ist mir's wie von selbst, als sei ich ein anderer Mensch."

Der Fürst stand mit einem kaum erkennbaren Lächeln dabei, ihrer lebhaften Rede zuhörend, wie ein Mann, der voll Ergebenheit nur die Befehle seiner Königin erwartet.

„Aus dem Leben kann man aber kein Maskenspiel machen!" sagte Axel heftig und sah Leonie voll Zorn und Schmerz an.

Und das kam so unerwartet und mußte vor allem für den fremden Mann so zusammenhanglos scheinen, daß eine kurze erstaunte Stille eintrat.

Fürst Lubotin wurde durch diesen unerklärlichen und vorwurfsvoll betonten Ausruf auf Axel aufmerksam — überhaupt erst aufmerksam. Bisher war dieser junge Mensch für ihn nichts gewesen wie ein „Kleymannschüler", der zufällig auch in Bayreuth war. So hatte Baranowitsch ganz nebenbei den Doktor Axel Wernefeld erklärt, als Fürst Lubotin ihn fragte: „Spanier, Wernefeld, Potter — was sind das eigentlich für Menschen, muß man sie in den Kauf nehmen beim Verkehr mit der schönen Frau?"

In Spanier, der ihm sehr wohl gefiel, sah der Fürst einen Bewerber des Fräulein Forsting. In Potter und Wernefeld Mitläufer in der Kunst, wie es deren überall gab; Statisten, die im Salon der schönen Frau gelegentlich mit Spiel und Gesang aushelfen mochten und daher gewissermaßen zu ihrem Hofstaat gehörten.

Und nun benahm sich einer von diesen beiden „Statisten" so auffallend?

Lubotin wandte seinen langsamen, eindringlichen Blick Axel zu und sah sich den Mann genau an. Kalt-

blütig dachte er: „Es ist zu ergründen, ob dieser ein Recht hat . . . oder bloß eine Hoffnung . . .“

Wenn es nur eine Hoffnung war . . . der Fürst zuckte die Achseln, und die Andeutung eines Lächelns huschte um seine Lippen.

Leonie aber wußte nicht, was denn eigentlich Axel ankam. Er war doch sonst gleich Feuer und Flamme, wenn sie von hübschen Möglichkeiten plauderte und eine Reise oder einen Erfolg oder ein Fest sich schon vorweg ausmalte.

„Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte Potter in die Pause hinein.

„Zeigt Spanier den Gartensaal, der zugleich unser Salon, Frühstücks-, Wohn- und auch ein bißchen mit Ankleidezimmer ist, ich fürchte, da liegen Fächer und Hüte und so allerlei herum — die Schlafzimmer sind eben ein bißchen eng. Der Gartensaal hat nämlich auch seinen Charakter. Er ist himmlisch.“.

„Sie erlauben, daß wir Fräulein Carry begrüßen,“ sagte Axel steif. Er war noch immer ganz blaß und suchte sich aus den Gedanken: „Ich habe mich verraten — meine Liebe, meine Eifersucht“ — zu retten, indem er sich eine sehr zeremoniöse Haltung gab.

„Bitte,“ sagte Leonie und setzte sich wieder mit ihren schmiegsamen Bewegungen behaglich in den Korbsessel.

Durch die Veranda gingen Axel und Potter in den Gartensaal, der sich mit drei hohen Bogentüren von Glasscheiben in den luftigen Vorbau öffnete.

Axel hörte genau: Spanier sagte, als er die Schwelle der mittelsten Tür betrat: „Da ist er!“

Und er sah es ebenso genau: Carry wurde rot, und ihre Augen schienen noch naß oder vor kurzem Tränen vergossen zu haben.

Hier hatte es also irgend eine besondere Zwiesprache gegeben. Hatten Spanier und Carry sich dennoch gefunden? Würde sich ihnen gleich ein Brautpaar vorstellen?

Darüber hätte er lachen können — lachen —

Spanier hielt einen schwarzen Spitzenfächer in den Händen, breitete ihn aus, faltete ihn wieder zusammen und sah dem Spiel ernsthaft zu.

Nun sagte Carry herzlich Guten Morgen und suchte Axel zu unterhalten, indem sie ihm die steife Malerei des Saales zeigte, dessen Wände Rosenkränze zierten, die untereinander durch sehr flatternde, himmelblaue Bänder verbunden waren. Auch war da ein Kamin von hellgrauem Stein mit bemalten Porzellanvasen, in denen abscheuliche Kunstblumen steckten.

Aber sie spürte es wohl, Axel hörte und sah nichts. Seine Augen leuchteten wie die eines Kranken, und seine Unruhe konnte er nicht verbergen.

Spanier erzählte, daß er am nächsten spielfreien Tag zwischen dem „Ring" und der letzten Parsifalvorstellung, die sie sehen sollten, die Freunde zu einem kleinen ländlichen Ausflug, nach „Fantaisie" etwa, einzuladen hoffe, und bat Axel, sich doch mit geeigneten Vorschlägen nützlich zu machen.

Axel hatte gar nicht verstanden. Und da Spanier mit einem gewissen ermahnenden, schweren Ton, der vielleicht heißen sollte: „Nimm dich zusammen!" die harmlosen Worte wiederholte, traf Axels Blick zufällig mit dem des Freundes zusammen . . .

Er glaubte so viel Sorge, so viel Mitleid darin zu erkennen, daß es ihn durchfuhr wie Entsetzen . . .

„Was geht hier vor? Geht überhaupt etwas vor?"

Seine Stirn feuchtete sich.

„Es ist heiß in Bayreuth, unerträglich . . ." murmelte er.

Draußen aber, unter der orangefarben und weißgestreiften Markise, lehnte die schöne Frau voll fröhlicher Behaglichkeit im tiefen Stuhl. Die Sonne schien auf den Kiesweg und auf die komische, langbeinige, schmachtende Göttin drüben, um deren Postament in verwittertem Relief Amoretten mit geschwollenen Backen und Waden tanzten. Und die Taxuswand roch herbe nach öligem Wacholder. Ein paar rote Farbenflecke von blühenden Pelargonien glühten im Sonnenschein zu Füßen des grauen Postaments.

Es war sehr, sehr angenehm, faul dazusitzen und in dies Stückchen Welt wie in ein Bilderbuch hineinzugucken.

Der fremde Mann, der immer karg und zurückhaltend in seinen Äußerungen schien, selbst wenn er sprach, beobachtete ein paar Augenblicke noch still das Gesicht der schönen Frau. Es war unbesorgt und unbehelligt im Ausdruck . . .

Dann fragte er: „Was ist Ihnen dieser junge Mann?"

„Oh," sagte Leonie eifrig, „ein lieber, netter Freund. Ein rührend guter Mensch. Er war es, der dem armen Peter Forsting die Augen zudrückte. Dafür schulden wir ihm ewigen Dank."

„Er will Sänger werden?"

„Gott — ja — leider! Und ich hab' ein bißchen schuld. So Dilettanten nehmen es immer gleich für feierlichen Ernst, wenn man ihre Mittel lobt. Und es schien auch so, als ob sie reichen könnten. . . . Nun, bei ihm ist ein Scheitern ja nicht schlimm. Er kann immer wieder hingehen und Pillen und Mixturen verschreiben," erzählte sie und war ganz vergnügt, denn eben, indem sie's erzählte, fiel es ihr ja erst ein. Axel konnte ja immer

wieder zum verlassenen Beruf zurückkehren. Und das war doch ein sehr angenehmer, erleichternder Gedanke. Er nahm ihr mit einem Male jedes Verantwortungsgefühl.

Lubotin ließ keinen Herzschlag lang den Blick von ihr.

„Dieser Doktor ist in Sie verliebt," sagte er langsam.

Leonie lachte.

„Das kommt mir auch manchmal so vor. Das schadet ihm nichts. Haben Sie je einen Musikschüler gesehen, der nicht verliebt war?"

„Er ist auch eifersüchtig," stellte der Fürst fest, ohne seine gedämpfte, ruhevolle Art zu sprechen auch nur ein bißchen zu erwärmen.

„Ach — nein?" sagte Leonie verwundert mit einer Frage, sozusagen ins Blaue hinein. „Wieso denn? Dazu hat er ja gar kein Recht? Und auf wen sollte er wohl eifersüchtig sein?"

„Auf mich," sagte Lubotin.

Leonie wurde rot. Dieser Ton, der so sicher und scheinbar ganz kalt etwas feststellte . . . und dazu dieser stetige Blick . . . der sie ansah wie . . . ja — wie denn?

Und die flinke Phantasie war wieder da und erhob sich mit rauschendem, schimmerndem Flügelschlag, der durch die Lüfte schwirrte, und Funken von Licht und Goldstaub sprühten ab von ihren Schwingen und blendeten den Blick . . .

Ja, dieser kalte, gelassene Mann sah sie an wie ein Herr seine Sklavin . . . oder wie der Bändiger das zitternde Tier.

Und er begehrte sie mit einer heimlichen, wilden Leidenschaft, finster und groß wie seine Heimat. . . . Unter dieser glatten Oberfläche des modernen Aristokraten glühte in ihm der Barbar, der sich das Weib

nimmt, ohne zu fragen, ohne Erbarmen für ihre Tränen, ohne Mitleid für ihre Scham. Der es zu seiner Sklavin erniedrigt oder zu seiner Königin erhebt, nach seinen furchtbaren, herrischen, heißen, unfaßlichen Launen . . .

So geliebt zu werden, im wilden Zwang wieder lieben zu müssen — das war Leben — das war ein Rausch von Geheimnissen, von Furcht, von asiatischem Reichtum und barbarischer Pracht . . .

Sie sah den Mann an. Sie sah kaum noch den sonnendurchglühten Ziergarten voll Enge und Strenge ringsum, der eine kleine, übersichtlich ängstliche Welt schien . . . sie sah sich allein mit ihm, in einem weiten goldenen Saal, hinter dessen Türen stumme Sklaven lauerten, bereit, auf einen Ruf ihres Gebieters mit dem Schwert oder mit Geschmeide hereinzustürzen . . .

Ihre Nasenflügel bebten, ihr Mund öffnete sich ein wenig. Und ihre Lider schlossen sich halb — wie in Furcht — wie in Hingegebenheit an ein beklemmend süßes Gefühl.

„Ja?" fragte der Mann leise.

„Ja!"

Elftes Kapitel.

Unter den Linden der sacht hügelansteigenden Bürgerreutherstraße schob sich gemächlich in der Nachmittagsglut der hellbunte Menschenschwarm dahin. Manche Hand trug den Hut, der die Stirn hätte decken sollen. Und manche Frauenbrust hob sich aufseufzend unter dem dünnen Sommerkleid. Wohl warfen die Linden, die ihrer ersten Jugend zu entwachsen begannen, schon stattlichen Schatten. Aber in der unbewegten Schwüle des Tages spürten die Fußgänger auf den dunkel überfleckten Stellen des Bürgersteigs kaum eine Erquickung.

Daneben, auf dem chaussierten Fahrdamm, zogen mit nickenden Köpfen die Pferde ihre Wagen schwer hinter sich drein. Die Herren und Damen, die in den Equipagen saßen, schauten müde und träge in die Welt hinaus, erschlafft, teils von der Hitze, teils von dem hinter ihnen liegenden Mittagsmahl. Nur ab und zu sah man's einer Dame an, daß ihr Bewußtsein, prangend schön angezogen zu sein, alle Müdigkeit überwand. Oder man erkannte an freudig enthusiasmierten Gesichtern die vor Spannung erregten Neulinge, die zum ersten Male ihre Bayreuthwallfahrt unternahmen.

Ein Himmel von so fettigem Blau, als sei er mit Ölfarbe angemalt, sah in derber Sommerstimmung auf die heiße Erde hernieder. Die Luft selbst schien zu träge, um sich in Bewegung zu setzen.

Die Natur gab all diesen hügelanwandernden und fahrenden Menschen keinerlei frischen Antrieb, und es konnte fast scheinen, als ließen sie sich in stumpfem Zwang von irgend einer Macht treiben.

Auch Axel trug seinen Strohhut in der Rechten und fuhr sich alle Augenblicke mit der Linken, die ein weißes Taschentuch hielt, über die Stirn, obgleich kein Tröpflein auf ihr perlte. Hinter ihr, so war es Axel, brannte die gleiche trockene, verzehrende Fieberglut, die in seinen Adern zitterte.

Seit dieser Morgenstunde im altertümlichen Garten, wo graue, zerfressene, schmalleibige Göttinnen zwischen besonnten Taxushecken standen, seit dieser Morgenstunde, wo Leonie ihm so fremd und so schön und von aller Witwenschaft befreit, jungfräulich im weißen Kleid erschienen war — seitdem taumelte seine Seele wie in Trunkenheiten. In keinen seligen, zärtlichen. Ein häßlicher Rausch hatte ihn erfaßt, er fühlte Unsicherheiten

ringsum, alles schien zu schwanken, und er hatte das deutliche Gefühl, daß dies nur die Folge davon sei, daß er selbst nicht feststehe . . .

Er nahm sich zusammen. Er wollte als Mann handeln! Diesen dumpfen Vorsatz konnte er aber nicht klar formen, sich keinerlei Wort oder Tat vorschreiben. Er wußte nur: so konnte es nicht bleiben! Und wenn er auch nur ein armer Kämpfer war, einer, auf den gewiß mehr Niederlagen als Siege warteten: Leonie mußte sich zu ihm bekennen! Ihm und aller Welt deutlich zeigen, wie sie es mit ihm meinte.

Ein armer Kämpfer war er ihretwillen geworden. Durch sie verlockt, hatte er sich von seinem warmen Platz hinweggewagt, hinaus in die Not und Qual der Kunst. Und darum hatte er Anrecht an sie und ihr Leben.

Sie gehörte ihm, weil sie ihr Gewissen mit seinem Schicksal beladen hatte. Sie sollte und mußte es teilen.

Und so war sein zähneknirschender Vorsatz, „als Mann zu handeln", vielleicht nur ein pomphafter Gedanke, mit dem er unmännlichen Trotz, ängstliches Aufbäumen vor sich selbst verkleidete.

Er ging, mit seinem ganzen Wesen sich in die unbestimmten Entschlossenheiten hineinarbeitend, rascher und rascher, so daß der arme Herr von Potter neben ihm sich endlich wehrte.

Und gerade fuhren Lubotin und Baranowitsch an ihnen vorüber. Der Komponist grüßte freundschaftlich mit winkender Hand, wie kleine Kinder zu grüßen pflegen. Der Fürst lüftete zerstreut seinen Hut.

Aber Axel war dennoch gleich beglückt, befreit. Nur weil er diese beiden Männer allein sah. Er hatte sich eingebildet gehabt, sie würden die Forstingschen Damen abholen.

„Der Fürst hat mir versprochen, meine Lieder in Rußland zu protegieren, mir dort einen Verleger zu verschaffen," erzählte Herr von Potter. „Es ist doch sehr schön, wenn Leute in dieser Lebensstellung und mit solchen Mitteln einer Kunst ihr förderliches Interesse zuwenden."

„Wenn es in der Tat der Kunst gilt ..." sagte Axel halblaut und böse.

„Ah — unsere Damen..." rief Herr von Potter wichtig und froh.

Ja, da zogen sie vorüber, langsam, im Wagen thronend — heiter, lächelnd, schön. Selbst Carry lächelte den beiden zu, die stehen blieben und gewissermaßen Front machten.

Natürlich saß Spanier ihnen im Wagen gegenüber. Ungefähr wie ein Ministerpräsident oder ein Standesherr. Jovial, stattlich und überlegen.

„Von dem Mann kann man was lernen," sagte Potter fast bewundernd, denn ganz konnte er doch Spanier nicht anerkennen, weil diesem das eigentliche Kriterium höchsten Menschentums, nämlich das Musikalische, fehlte.

Axel freute sich, als er Spanier mit den Frauen sah. Ihm war, als seien sie dann unter der Obhut von Ehre und Kraft.

Und wie schön Leonie aussah. Ähnlich wie damals erschienen ihm die Frauen, als sie in sehr modischer Kleidung mit großen, federüberwallten Hüten in das Abteil des Zuges traten, um Peter Forsting zu geleiten. Denn zum ersten Male wieder überwog das weltlich Vornehme in ihrer Erscheinung die Note der Trauer. Sie trugen weiß und schwarze helle Gewänder mit unerklärlich viel Spitzen und Hüte, von deren Form und

Möglichkeit Axel nichts verstand; er sah nur, sie kleideten schmückend.

Und neben ihm sagte eine derbe, fremde Männerstimme: „Donnerwetter, ist das 'ne schöne Frau!"

Nun halfen Herrn von Potter kein Mahnruf und kein Schelten mehr: wenn er mit Axel zugleich oben ankommen wollte, mußte er trotz der Luft, in der die Hitze still schwelte, frisch vorwärts marschieren.

Axel war von dem einzigen Gedanken besessen, die Frauen zu treffen, bevor der Fürst sie fand oder sie den Fürsten sahen. Denn davon war Axel überzeugt: wenn Leonie den nur irgendwo von fern zwischen der Menge bemerkte, würde sie unbedenklich ihrerseits auf ihn zu eilen. Er war ihr ja das Neue! Er hatte ja ihrer Phantasie mit seinen abenteuerlichen Geschichten Spielzeug gegeben . . . deshalb war er das Interesse des Augenblicks . . .

Auf dem Festspielhügel hielt die Schutzmannschaft die Gasse frei für die auffahrenden Wagen, die wie eine Prozession schrittweise hintereinander anrückten. Die Menschenmauer, die die Gäste einschloß und alle Neuankommenden sogleich in sich aufnahm, ließ sich von der Sonne bestrahlen, unempfindlich gegen ihren Brand, ganz hingenommen von dem Vergnügen an dem bunten Schauspiel. Die Terrassen und Veranden der Restaurationen waren voll besetzt von Menschen, die dort gespeist hatten und nun beim Nachtischkaffee sich die Auffahrt ansahen als eine „Nummer" im Programm eines Festspieltages.

Drüben, jenseits des Fahrweges, etwas höher noch als die Restaurationen, lag das besonnte, rote, primitive Haus; aus einem Komplex ziemlich niedriger Umbauten erhob sich hoch in harten Linien, schmucklos, mit der

Kargheit des nur Notwendigen, Zweckentsprechenden, das Bühnengebäude.

Das war das Festspielhaus — das . . .

Immer noch sah es in seiner erhabenen Dürftigkeit auf diese Menge aus allen Ländern des Erdballs, die sich um seinen Fuß drängte — immer noch ein Zeugnis von Not, Kampf und Sieg.

Über Axels Seele flutete eine große Bewegung hin und nahm für die Freiheit einiger tiefer, andächtiger Minuten all sein heißes Leiden mit fort.

„Wer möchte anstatt dieses Baues nicht dort einen Palast aus Marmor und Gold sehen! Und doch: welche Hand möchte, dürfte wagen, dieses Haus, das die Tränen und das Jauchzen eines Unsterblichen sah, niederzubrechen . . .“

„So versunken?“ sagte hinter ihm eine fröhliche Männerstimme, die Spaniers.

Axel fuhr herum.

„Wo haben Sie die Damen?“

„Bin ich bestellt, sie zu hüten? Der Fürst hat sie getroffen.“

„Immer er und er! Dieser Mensch verdirbt mir Bayreuth,“ sagte Axel.

„Ach — Doktor! So irgend etwas mußte ja doch einmal kommen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Axel erblassend.

„Nichts, als was Sie selbst sehen können,“ antwortete Spanier und fuhr unmittelbar fort: „Aber da ist ja Fräulein Carry. Nicht wahr — fabelhaft interessant? O — rasch, sehen Sie — die dort — in blaßgelber Chiffontoilette — natürlich Paris — herrlich. Ja, dafür hab' ich nun ein Auge. Anstatt Rechtsanwalt in Ger-

lachshausen hätte ich Kompagnon von Worth werden sollen."

Carry nickte ihm lächelnd zu. Sie sah so heiter, so gütig aus . . .

In all seiner Qual bemerkte Axel es doch. War sie entschlossen, Spanier anzugehören? Auch sie — wankelmütig nach Frauenart über den Mann, dem ihr Herz gehörte, fortgehend? In seinem töricht kranken Zustand hatte Axel den Wunsch, sie solle leiden, treu sein . . . es gab kein Glück — sie sollte doch nicht wähnen, es finden zu können . . .

„Ich werde noch verrückt," dachte er, denn er sah gerade Leonie, die strahlend auf den Fürsten einredete. Und er sah den sicheren, stetigen, begehrenden Blick des Mannes . . .

Carry dachte sich wohl, an welchem Schauspiel sich sein Auge entsetzte, das so stier an ihr vorbeischaute.

„Lieber Doktor," sagte sie herzlich, „ich freue mich: wir werden alle ziemlich nah beieinander sitzen. Wenn man sich auch nicht spricht, vielleicht kaum sieht, es ist doch ein gutes Gefühl, sich die nahe zu wissen, mit denen man sich versteht."

„Und vielleicht," scherzte Spanier, „dringt dann von all der Begeisterung um mich herum ein erleuchtender Strahl in meine arme Seele."

„Ich begreife nicht: Sie kommen schon zum zweiten Male! Und ohne eine Spur von Interesse?" sagte Potter.

„Ja — das erste Mal . . ." Spanier räusperte sich. „Und nun das zweite Mal . . ." er räusperte sich wieder. Und beinah hätte er mit seiner etwas melancholischen Ironie gesagt: „Das Ganze könnte man betiteln: Don Juans Glück und Ende." Aber er unterdrückte den Scherz, und er dachte: „Es ist ein erhebendes Ende —

trotz allem ..." dabei sah er Carry fast väterlich an, so daß sie errötete.

„Weshalb verbieten Sie Leonie nicht, sich so von diesem Menschen den Hof machen zu lassen?" fuhr Axel dazwischen.

„Wie könnte ich ihr etwas verbieten. Sie ist doch ihre freie Herrin. Sie kennen doch ihre muntere Art," sagte Carry.

Spanier machte ein finsteres Gesicht, und Potter horchte gespannt. Das alles klang ja, als ob die Klatschmäuler, die den Doktor Wernefeld den „Freund" der schönen Frau nannten, nicht ganz unrecht hatten. Wenn ein Mann sich herausnehmen darf, so aufzutrumpfen, muß er ja wohl Rechte haben, dachte Potter.

Axel aber sprach heftig: „Ihr Vater hat Sie angefleht — ich habe es gehört — mir hat er es gesagt — es war sein letztes Wort: Sie sollen sie nicht verlassen ..."

Carry veränderte ihre Farbe. Sie hob das Haupt ein wenig stolzer. Und ihr Gesicht bekam den verschlossenen Ausdruck geheimer Leiden, den das Gesicht des Toten gehabt ...

„O mein Gott," dachte sie, „wie muß es in ihm aussehen, daß er mir mit diesem Wort kommt — jetzt — hier ..."

Sie sah Spanier an — als wisse sie, dort sei Rat und Halt zu finden. Und sein ernster, ermutigender Blick gab ihr wirklich die Kraft, den Gequälten noch mehr zu verwunden ... es mußte sein ...

Sie antwortete scheinbar voll Ruhe: „Mein lieber Vater kann nur gemeint haben, ich solle sie nicht verlassen, solange sie mich und sein Andenken nicht verläßt."

In ihr letztes Wort hinein hallte ein Trompetenton, der durchdringend, schwellend, hellfarbig über die Köpfe

der Menge hinvibrierte. Vom Balkon des Vorbaues am Festspielhaus wurde das Signal geblasen.

Herr von Potter ergriff ohne weiteres Axel am Arm und zog ihn mit sich.

Und der ließ sich führen wie ein Knabe — betäubt war er, als hätten ihn Carrys Worte narkotisiert . . .

Es sang und klang ihm in den Ohren . . . war es sein brausendes Blut? . . . Oder die in die Sommerhitze hineinschwellenden, seltsam ergreifenden Trompetentöne, die die Nerven erschütterten wie der Weheruf einer Seele?... Was wollten all diese Menschen, die drängten, in Eile, Wichtigkeit und Spannung rücksichtslos wurden?...

Und dann auf einmal dies kühle Halbdämmern im matt erleuchteten, klassischen Raum — wie jäh hineingeschleudert in eine antike Welt voll feierlicher Erwartung war man . . .

Axel saß auf seinem Klappsitz, stand ein paarmal wieder auf, setzte sich mechanisch wieder, spürte den Veilchenduft einer an ihm vorbeidrängenden, stark parfümierten, üppigen Dame, sagte „Pardon", weil ihm einmal vorkam, als sei er nicht aufgestanden, und immer war er wie ein Mensch ohne klare Gedanken.

Was wollte Carry sagen? Daß Leonie sie verließ und das Andenken des Toten?

Warum verließ? Um wessentwillen?

Und plötzlich war es Axel, als seien sein Recht und sein Begehren und sein Unglück und seine Eifersucht eins mit dem des Toten. Und er forderte von Leonie, daß sie diesem treuer und würdiger nachtrauere . . .

Aber nein — wenn sie das tat, konnte sie ja nicht die Seine werden. . . . Und das würde auch Carry nicht verbieten, verhindern wollen.

Rührung über das edle Herz des selbstlosen Mäd-

chens machte ihn weich — sekundenlang — nur weil sein Gemüt, mutlos, jämmerlich, elend, nach Rührung lechzte — weil es überweich und widerstandslos war in der unmännlichen Not.

Nein. Carry konnte nur gemeint haben, daß Leonie das Andenken des Toten verließ um jenes fremden Mannes willen . . .

Wer war das? Ein Fürst. Ein russischer obendrein. Also vielleicht ein Abenteurer? Heute ein Krösus. Morgen ein Bettler? Aber nein. So konnte es doch nicht sein. Also in Wahrheit war der ein großer Herr!

Einer, der sich in Sultanslaune heute mit einer schönen Frau ein wenig beschäftigte, um sie morgen zu vergessen. . . . Machte sich denn Leonie das nicht klar? Wies ihn nicht voll Hochmut zurück? War sie denn nicht von Gottes Gnaden? Mehr als alle Fürsten der Welt? Schön — begabt — an der Schwelle unerhörter Triumphe stehend? In wenig Jahren vielleicht reich und gefeiert und berühmt?

Und dennoch für einen Fürsten „unebenbürtig".

Oder war diese Beschäftigung dem Mann mehr als ein Spiel für die Tage von Bayreuth?

Hoffte er etwa, daß man mit dieser schönen, lebhaften Frau ein Abenteuer erleben könne? Mißverstand er ihr Wesen — dies unbefangene, von tausend bunten Lichtern ewig überspielte Wesen — das die Welt ansah mit den Augen der holden Törin Phantasie?

Hoffte er etwa aus Leonie seine Geliebte zu machen?

„Eher schieße ich ihn nieder," dachte Axel, und in seine Verzweiflung kam etwas Neues: eine seltsame, kalte, eisenharte Feindseligkeit.

Bei diesen furchtbaren Gedanken war er angelangt, als sich plötzlich Dunkelheit über das Haus legte.

Die gefolterten Nerven des Mannes erschraken darüber.

Und dann löste sich plötzlich die Härte in ihm ... Er zitterte — seine Augen feuchteten sich.

Wie aus scheuer Ferne, leise, vorsichtig, schwebte ein Ton aus unterirdischen Tiefen herauf —

Es klang, als ob eine Seele sich enthülle und in feierlicher Erhabenheit von den Geheimnissen ihrer Leiden anhöbe zu sprechen ...

Mit der priesterlich tröstenden „Liebesmahlmelodie" hob das Vorspiel an und schwoll durch das Haus ...

Die Klänge kamen auf den Mann zu — und er legte sein krankes Wesen in ihre Geisterhände, die ihn voll Ernst und Güte liebkosten und führten ...

Er begriff es wieder, daß jedes große Kunstwerk ist wie eine Kirche, in die der Elende seine Leiden trägt, und die er für sich in Anspruch nimmt, als sei sie ganz allein für ihn erbaut. In diesen Stunden war der Parsifal für niemand auf der Welt gedichtet als ganz allein für ihn — für ihn ...

Er ward Amfortas und litt unter der Speerwunde sündhafter Begier. Er ward auch Gurnemanz und erlebte mit mildem Schmerz, daß alle Leidenschaften eines Tags für das Alter nur sind wie ein Schauspiel ...

Wohl erkannte er: es sei groteske Anmaßung, wenn etwa ein an den Welträtseln Umhertastender sich gleich einem Faust dünkte; oder ein zwischen Venus und Maria in sinnlicher und in frommer Inbrunst Hinundhergerissener sich mit Tannhäuser vergleiche oder sich als Parsifal fühle, wen süße, berückende Verlockung bedrängt ...

Seine erschütterte Seele fürchtete sich davor, aus dieser Kirche, in die sie sich hatte flüchten können, herausgezerrt zu werden ...

Er suchte mit keinem Blick die eine, die er liebte und vielleicht schon zu hassen begann, weil er durch sie litt ...

Er mied die Gesellschaft auch der Freunde.

Ein Einsamer trieb er sich während des ersten Zwischenaktes umher, das Menschengewühl verlassend, den Weg gegen die Wirtschaft zur Bürgerreuth und ihren Waldhintergrund zu nehmend.

Jeden Ton und jedes Wort genoß er noch einmal nacherlebend.

Und eine große Demut kam in sein Herz.

Er wußte selbst nicht wie — da war ja gar kein Zusammenhang zwischen dem Werk des Gewaltigen und seinem bißchen Künstlertraum. Aber dennoch: unter dem auflösenden, vernichtenden Eindruck zerrann ihm dieser Traum ... er wußte mit einem Male, daß er niemals ein großer Sänger werden könne. . . . Und mehr noch: ihm war, als habe er das immer gewußt und es eigentlich niemals ernstlich gewollt . . .

Als die Töne des Signals zum Beginn des zweiten Aktes sein Ohr von fern erreichten, kehrte er zurück.

Er stieß auf Baranowitsch und Potter. Der Komponist redete unter wilden Gebärden auf Potter ein; der stand reserviert, den Daumen der Rechten in die Hosentasche gehakt, und hörte verachtungsvoll zu. Baranowitsch bewies die Greisenhaftigkeit des Werkes, und daß der ganze Wagner nur ein Seitensprung sei; die Entwicklung gehe von Liszt weiter. Und Potter sagte, daß man von fanatisierter Feindseligkeit sein müsse, um zu verkennen, daß vom Tannhäuser zum Parsifal eine gerade Linie laufe; indessen sei zuzugeben, daß . . .

Axel war dies alles äußerst unerträglich.

Und er kam sich in all seinem Elend reicher vor, weil er waffenlos vor Größe zu knieen vermochte . . .

Als er sich wieder setzte, sah er Leonie — mußte sie wohl sehen. Denn nur zwei Reihen vor ihm stand sie, und zwischen ihnen die Plätze waren noch leer. Sie stand neben Carry, und an ihrer anderen Seite befand sich Lubotin. Sie wandte dem geschlossenen Bühnenvorhang den Rücken und musterte voll Interesse das Haus und die amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen, die sich mit der wieder hereinströmenden Menge zu füllen begannen.

Auch Leonie bemerkte nun Axel. Sie nickte ihm strahlend zu. Wie sie immer gestrahlt hatte — vom ersten Tag an — selbst unter dem dichten Schleier ihrer frischen Witwentrauer. . . . Fremd erwiderte er den Gruß . . . leidend, weil diese Fremdheit, mit der er sie zu strafen dachte, ihm selbst bitterlich weh tat.

Er sah Carry an . . .

Und vor dem tiefen, schmerzlichen Blick, der ihn aus ihren Augen traf, errötete er.

Nun füllten sich die Plätze zwischen ihnen. Allerlei Gestalten schoben sich hin und her vor seinem Auge. Potter kam und sagte, daß Baranowitsch gewiß ein Genie, aber vor Neid auf Wagner fast krank sei. Und dann kam wieder die Dunkelheit und mit ihr das Kirchenschweigen, und der zweite Akt begann.

Axel saß in glücklichen, erhebenden Leiden und hörte...

Die ungeheure Szene zwischen Klingsor und Kundry zog vorüber, und die Bühne ward zum Zaubergarten.

Die süßen Lockungen der Blumenmädchen, die auf Parsifal eindrangen, empfand Axel in körperlicher Qual. Wie ein roter Nebel, schwül und verwirrend, legten sie sich um ihn und weckten all sein Sehnen in ihm auf, und jede Blume dort oben hatte Leonies Gesicht, und jeder weiße Arm, der sich verlangend ausstreckte, war

ihr Arm, jeder schmachtende, liebesbegierige Ton hatte den Klang ihrer Stimme. . . . Diese Melodieen wurden zu Liebkosungen und setzten sein Blut in Flammen, daß es brannte in unlauterer Glut . . .

Und sein Blick fühlte die eine. . . . Nur als eine schwarze Silhouette saß sie da. Gerade im Ausschnitt zwischen zwei vor ihm sitzenden schmalen Männern. . . . Aber er erkannte sie . . . und erkannte, wie sie ihr Gesicht zu dem Mann wendete, der neben ihr war . .

Und was die tiefe Dämmerung im Raum ihm verbarg, sah er mit dem visionären Blick heißer Eifersucht, er wußte, nun war ihr ganzes Wesen in der dämonischen Verwandlungsfähigkeit, die ihr eignete, wie Fleisch und Blut gewordene Verführung — sie war so sehr in der Szene, daß sie sich fühlte wie eine von den lockenden Huldinnen dort oben. . . . Und so glänzten ihre Augen den fremden Mann an.

Und in sein entflammtes Blut schoß der Eisstrom des Hasses . . .

Irgend jemand stieß ihn leise warnend an.

Er wußte nicht, daß er einen stöhnenden Laut getan, und daß ihm Potter deshalb ein Zeichen zur Ruhe gab.

Kundry erschien. Und Axel kannte ja das Werk genau.

Aber in lechzendem Verlangen wünschte er, Parsifal solle unterliegen und untergehen . . .

Seine Seele, von unkeuschem Zorn, von Liebeshaß und von namenlosem Jammer erfüllt, kämpfte gegen das Werk.

Aber das Werk schritt mit hehrem Gang weiter.

Und es offenbarte dem unseligen Mann, dem es deuchte, als sei es ganz allein für ihn geschrieben, daß nur der als Sieger aus dem Lebenskampf hervorgehen kann, der das Weib überwindet — der Starke, der be-

mitleidet . . . nicht der Schwache, der um seiner kleinen Sinnennot willen sich als bemitleidenswert erscheint . . .

In Schauer der Andacht versunken, von andringender Erkenntnis und von zäher Leidenschaft in stürmische Erschütterungen gebracht, saß Axel.

Er ließ die Menge sich hinausdrängen. Einsam saß er, auf die Stimmen seiner Brust lauschend. Bis er sich endlich eines verzehrenden Durstgefühls bewußt ward und mit Anstrengung sich erhob, um hinauszugehen. — Unter der Veranda, vorn vor dem Restaurant, saß die kleine Gesellschaft, deren Mittelpunkt Leonie und Carry waren. Spanier und Lubotin hatten dort einen Tisch gesichert, und nun wollte man sich bei kaltem Fleisch und Champagner von den geistigen Anstrengungen erholen.

Aber von den sieben Stühlen blieb der eine unbesetzt: Axel kam nicht.

„Wo bleibt der Doktor?“ fragte Baranowitsch.

„Ja, der hat richtig den Furor Bayreuthicus,“ scherzte Spanier, „ich sah, daß er wie entgeistert sitzen blieb. Wir sind ihm zu profan.“

Und leise, voll Ernst fragte er Carry: „Soll ich nach ihm sehen? Ihn suchen?“

„Nein,“ flüsterte sie zurück, „lassen Sie ihn . . .“

Leonie war sehr blaß, und ihre Augen leuchteten in einem Glanze ohnegleichen. Sie sah so schön aus in ihrer offenbaren Hingerissenheit, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde, wo sie ging und stand. Alle Männer sahen nach ihr.

Sie empfand von dem ganzen Werk eigentlich nur die Gestalt der Kundry.

„Oh,“ sagte sie im Hinausgehen zum Fürsten, „es lohnte, zur Bühne zu gehen, um eines Tages die Kundry zu spielen.“

„Haben Sie nie daran gedacht, zur Bühne zu gehen?“ fragte er.

„Doch — gewiß. Aber mein Mann hätte es mir nicht erlaubt. Da seien zu viel Gefahren für mich, sagte er. Und jetzt würde Carry es mir nicht erlauben.“

„Hängen Sie so sehr von Fräulein Carry ab?“

„Oh — nicht etwa, weil ich sozusagen als ihr Gast bei ihr lebe — im nächsten Jahr werde ich gewiß schon Geld in Hülle und Fülle einheimsen — oh, nein. Nicht so abhängig! Aber dennoch ganz und gar. Ich war eine arme kleine Musikschülerin. Alles haben mir die Forstings gegeben: ihren Namen, Liebe, Wohlleben, Bildung. Nie möchte ich was tun, was nicht im Sinn des Toten wäre,“ sagte Leonie mit wirklichem Ernst.

Ihr war so heilig und groß zu Mute.

„War er ein Egoist?“ fragte Lubotin, sich sehr nahe neben ihr haltend, „würde er Ihnen kein neues Glück gönnen? . . .“

Sie erglühte. Sie war stolz auf des Toten Selbstlosigkeit.

„Jedes! Wenn ich es voll Stolz der Welt zeigen kann.“

Sie gab die Antwort ohne jede Berechnung, weil sie in einer erhaben reinen und hohen Stimmung war . . . in einer Parsifalstimmung . . .

Der Mann neben ihr verstummte.

Und so kamen sie an den für sie vorbehaltenen Tisch, und Leonie ergab sich ihrer Begeisterung.

Lubotin, der merkwürdig farblos aussah, und um dessen Mund zuweilen ein Zug wie von Ungeduld oder irgend einer nervösen Erregung ging, fühlte, daß die Gedanken des holden, wunderschönen Geschöpfes weit von ihm fortglitten . . .

Und er sagte plötzlich halblaut: „Ich werde den alten Theatersaal auf Konotop renovieren lassen. Sie können da die Marfa in Baranowitschs „Iwan‘ singen. Und die Szene der Kundry mit Parsifal und alles — was Sie wollen — auf — auf — Ihrem eigenen Theater ...“

Leonie schrie fast auf.

„Carry,“ sagte sie, „Carry, hör doch . . .“

„Still — bitte!“ befahl der Fürst leise.

„Was ist?“ fragte Carry.

„Oh — nichts,“ sagte Leonie und war ganz verwirrt. Ja, gewiß, es ging nicht an, hier von solchen Plänen zu sprechen, die dartaten, daß sie die Gattin des Fürsten Lubotin werden sollte . . .

Aber dies erzwungene Verschweigen war ihrer lebhaften Natur sehr schwer. Jedermann sah ihr an, daß sie vor Freuden und heißem Leben glühte.

Und eigentlich war nun dies ganze künstlerische Ereignis, das „Bayreuth“ hieß, für sie in die zweite Linie gerückt. Vorn stand die Zukunft und winkte und hielt die Hände voll farbenglühender Wunderblumen . . .

Der Mann neben ihr sah ihr zu, mit sicheren, begehrlichen Besitzerblicken.

Carry gab sich den Anschein, nichts zu bemerken. Spanier aber als nur zu erfahrener Mann sah da ein Einverständnis wetterleuchten und verstand, was aus den Augen des Fürsten und aus dem erregten Wesen der Frau hervorglühte.

Er wußte nur noch nicht: Standesamt oder Abenteuer?

Baranowitsch und Potter sahen in der Tat nichts. Der eine schlang eine Menge Fleisch hinunter und trank hastig viele Gläser Sekt aus, der andere, dem solch Gebaren zuwider war, genoß nur ein paar Bissen. Dann begaben sie sich unter die Menge. Baranowitsch mußte

sich gegen die ihm bekannten Musiker, und was ihm sonst in den Weg kam, austoben, und Potter ließ sich, wo es ging, den gerade unbeschäftigten Sängern und Sängerinnen vorstellen, um ihnen auf Grund der Bekanntschaft später seine Lieder schicken zu können.

Beide hatten sich bald kleinen Gruppen von „Bayreuthern“ angeschlossen, wo man eifrig den üblichen kleinen Wahnfried- und Kulissenklatsch erörterte oder voll diplomatischer Vorsicht einander Entzücken über die und jene Leistung, dies oder das szenische Detail vorheuchelte, denn eine abfällige Kritik konnte Frau Cosima hinterbracht werden . . .

Axel kam an einer solchen Gruppe vorbei, und er hörte gerade Baranowitsch zu einem Sänger sagen: „Mein Bester, das meinen Sie ja gar nicht — das können Sie ja gar nicht meinen — aber es gibt hier eben keine Künstler mit Rückgrat.“

Er schritt rasch vorbei und näherte sich der Veranda.

Carry und Spanier saßen mit dem Gesicht gegen das Festspielhaus und sahen ihn kommen.

Sie hielten beide fast den Atem an . . .

Nun sah auch er sie und sah das Paar, das ihm den Rücken zuwandte.

Er trat nicht an die Veranda heran. Er ging auf den Kiosk zu, wo Sekt und Eis verkauft wurden.

Dort stand er — mit trockenem Mund — verschmachtend — mit fieberisch jagenden Pulsen. Und er sah, wie dieser fremde Mann das Weib, das er in seinen Träumen schon als sein Weib besessen, anschaute, so nah, so dreist — — mit den zudringlichen Wünschen des großen Herrn, dem die schöne Sängerin vielleicht eine pikante Eroberung schien — leicht zu nehmen, schnell zu lassen . . .

Oh nein — hier stand noch einer, die Schutzlose zu verteidigen, dem Frechen zu sagen: Du irrst dich — sie lacht nicht dir — sie lacht nur dem Leben . . .

Die rasende Eifersucht packte seine Seele und riß sie aus den Kirchenhallen des erhabenen Werks, darein sie sich geflüchtet gehabt . . .

Und wieder schwoll eine vibrierende, schmerzlich eindringliche, kurze Folge von Trompetentönen über die Köpfe der Menge hin. Sie verschwebten in der Luft, in der die Hitze entkräftet vor dem leisen Heraufdämmern des Abends versank.

Die Frauen erhoben sich. Sie gesellten sich zueinander, ohne Absicht die eine, absichtsvoll die andere. Denn Carry sah den Mann bleich, hager, mit entstelltem Gesicht, wartend zwischen der Menge. Und sie fürchtete, er werde mit einem sinnlos erregten Wort auf Leonie zugehen . . .

Die Männer folgten.

Da trat Axel mit raschem Schritt an den Fürsten Lubotin heran.

„Mensch, wo stecken Sie denn?“ rief Spanier etwas forciert, um vorzubeugen . . .

„Ein Wort, Fürst Lubotin,“ sagte Axel mit kaum verständlicher Stimme.

Der blickte ein wenig erstaunt und sehr abweisend auf.

„Sie wünschen, Herr Doktor?“

„Doktor!“ sprach Spanier ernst und griff nach Axels Hand.

„Ich wünsche Ihnen zu sagen, daß Sie sich irren.“

„Worin — wenn ich bitten darf?“ fragte Lubotin langsam und sah dem Erregten unverwandt und sehr ruhig in die Augen.

„In einer Frau, die mir zu hoch steht, als daß ich

sie von dem ersten besten durch ein Gebaren kompromittieren lassen sollte, das . . ."

„Doktor!" sagte Spanier nochmals befehlend und umgriff Axels Hand mit eisernem Druck.

Er fühlte es gar nicht — er ließ seine Hand umklammern — ohne die Mahnung, den Druck auch nur von fern zu spüren.

Er wußte nichts — er sah nichts außer diesem einen: der fremde Mann mußte von ihm zu Boden geschlagen werden . . .

Mit seinen Fäusten hätte er es mögen — oh, am liebsten mit seinen Fäusten . . .

Lubotin zuckte die Achseln und wollte weitergehen.

„Keinen Schritt, bis Sie mir versprechen . . ."

„Sie sind verrückt. S i e beleidigen die Dame, nicht ich. Verrückt oder betrunken," sagte Lubotin mit der vollkommensten Gleichmütigkeit.

Und gerade diese war es, die Axel vollends rasend machte.

„Und Sie sind unverschämt," sagte er hart und laut, so daß ein paar Vorübergehende hinsahen.

„Ah . . ."

Es klang betroffen. So, als ob Lubotin bis jetzt kein Wort ernsthaft genommen. Und nun verstehe . . .

„Wie Sie wollen," sagte er kalt.

Und fast in dem gleichen Atem sich an Spanier wendend, sprach er: „Unsere Damen stehen und warten . . ."

Damit ging er ihnen nach. Gelassen, mit völlig unbewegtem Gesicht.

Axel aber atmete tief auf.

Er war glücklich. Seine Züge verklärten sich wie im Triumph. Er kam sich wie ein Sieger vor.

„Ich werde ihn erschießen," murmelte er.

Spanier legte seinen Arm in den des Freundes und führte ihn mit unauffälliger Haltung fort.

Der Platz um das Festspielhaus entleerte sich. Zum dritten Male klang der schmerzliche Ruf durchdringend in den linden Abend hinein.

Spanier brachte Axel nach der Bank, die auf dem großen Plateau, das vor dem Theater sich breitet, stand und den Blick hinab gewährte auf das rotgraue Häusergehocke der Stadt und das weite, dem Abendfrieden entgegendämmernde Land.

Spanier sank förmlich auf den Sitz nieder.

„Mensch!" sagte er, „Unglücksmensch, was haben Sie getan . . ."

„Dieser Mann beleidigt mich — weil er die Frau beleidigt, die ich anbete . . ."

„Aber woher wissen Sie denn, daß er sie beleidigt?"

„Ich sehe es."

„Sie sehen, daß er verliebt in Leonie ist. Sie sind es auch — wo ist der Unterschied?!"

„Ich hoffe, eines Tages ihr Gatte zu werden," rief Axel leidenschaftlich, „und er — und er . . ."

„Hofft höchstwahrscheinlich das gleiche," sagte Spanier.

Axel verstummte ... vor grenzenlosem Erstaunen, das sich erst ganz allmählich in eisiges Entsetzen wandelte. Das — das sollte möglich sein? Und sie?

„Sprechen Sie. Sagen Sie mir, was Sie wissen. Die Wahrheit!" flehte er mit gebrochener Stimme.

„Ich weiß nichts und kann nichts sagen. Aber es erscheint mir nicht wahrscheinlich, daß ein Mann, und wenn er selbst ein Nabob aus russischen Hinterwäldern ist, vor Fräulein Carrys Angesicht auf den kecken Gedanken kommen könnte, mit Frau Leonie sein Spiel zu treiben."

Die Worte wirkten auf Axel ganz anders, als sie

sollten. Sie befreiten ihn von seinem Entsetzen. Sie ließen Spanier als etwas kleinbürgerlichen Seladon erscheinen, der sich einbildete, die Dame seines Herzens gelte auch anderen als hehre Priesterin. . . . Fast hätte er gelacht.

Oh nein, dieser Fürst — mein Himmel, russische Fürsten waren billig wie Brombeeren — dieser Mensch dachte sich mit seinem Golde — Gott mochte wissen, woher ihm das Gold kam — die Gunst der schönen Frau zu erkaufen.

„Sie gehört mir," sprach er, „es ist mein Recht, sie zu schützen. Um ihretwillen hab' ich alles verlassen . . ."

„Das war eben Ihre Torheit!"

„In ihre Welt hat sie mich hineingelockt . . ."

„Ach, lieber Freund — bleiben Sie gerecht. Sie haben sich von ihr verlocken lassen, weil ein Tröpflein wilden Blutes in Ihnen rumort. . . . Aber kommen wir doch zur Sache. Was denken Sie sich nun? . . . Sie werden revozieren?!"

„Unter keinen Umständen! Ich bitte Sie, die Sache in die Hand zu nehmen und mit Herrn von Potter mein Sekundant zu sein."

Der reifere und ruhigere Mann, der neben ihm im tiefer und tiefer werdenden Abendgrau saß und aufmerksam zusah, wie aus dem weiten Land ringsum alle Farben verwischt wurden, dieser Mann, der selbst mancherlei erfahren hatte, begriff genau: es begab sich wieder einmal die uralte, unlogische Geschichte. Eine leidenschaftliche Begierde sah sich um die Erfüllung betrogen und raste deshalb in Vernichtungsgelüsten gegen sich und den anderen — im knabenhaften Wahn, durch solches Umsichschlagen die Männerwürde wiederherzustellen, diese gar nicht beeinträchtigte Männerwürde . . .

Und mit einem kleinen Seufzer seine Betrachtungen abschließend, sagte Spanier, daß Axel ganz auf ihn rechnen könne.

„So schnell als möglich und unter so scharfen Bedingungen als möglich," bat Axel leidenschaftlich.

Und dann saßen sie wieder still.

Spanier bedachte die Lage. Ob sie dem Fürsten wohl lächerlich und langweilig erschien? Oder beunruhigend? Ob ihm ahnte, daß dieser hier entschlossen schien, ihn, den Rivalen, sozusagen vor der Schwelle von Leonies Tür niederzuknallen?

Und woher sollte er seine Zeugen nehmen? Baranowitsch erschien in solcher Aufgabe fast als groteske Figur — aber wenn auch — daß Lubotin außer seinem Schützling hier noch irgend jemand kannte, hatte Spanier nicht bemerkt. —

Spanier war kein Mann der Vorahnung. Aber wenn er den Zustand seines jungen Freundes bedachte, wurde ihm das Gemüt doch recht schwer. Und er hatte das deutliche Gefühl, daß Axel es sein würde, der mit seinem Blut zahle. . . . Und wofür?

Bei dieser Frage kam ein kräftiger Zorn belebend über den Mann.

„Und um diese Frau!" sagte er unwillkürlich.

Axel brauste auf.

„Wollen Sie damit sagen, daß sie ein nichtiges, leeres Geschöpf ist?" rief er heiser.

„Leer? Die leer? Bei Gott nein! Nur zu voll ist sie von buntem Inhalt. Wie ein Kaleidoskop voll von farbigen Glassplittern ist, die sich immer rasch zu einem anderen, neuen Bild zusammenschließen, wenn man's mit geschickter Hand ein wenig rüttelt."

„Ich bitte Sie . . ." bat Axel.

Und die Qual in seiner Stimme rührte den anderen Mann. Der wußte es ja auch und hatte es damals Carry gleich gesagt: von seinem Liebeswahn befreit kein Mensch den anderen . . .

„Gehen Sie," sagte Spanier, „ich suche Sie nachher noch auf. Ich werde die Damen noch sehen — ihnen irgend etwas vorschwindeln — Potter mit mir nehmen — — kurzum: machen Sie nur, daß Sie nach Haus kommen . . ."

Axel erhob sich sofort. Er reichte dem Freund stumm die Hand und preßte sie ihm wieder und wieder . . .

Dann nahm Spanier Aufstellung vor der Restauration. Dort mußte ihm seine Gesellschaft in die Arme laufen. Man hatte verabredet gehabt, hier oben zu soupieren . . .

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Wagenburg, die auf dem Platz hielt, geriet in rückende Bewegung, die Befehlshaberstimmen der Schutzleute erschallten, zwischen Rädern und dunkelgleißenden Pferdekruppen hindurch schlüpften schon einzelne Gestalten, mit hastigen Sprüngen den gefährlichen Übergang bewerkstelligend. Lichter von Wagenlaternen huschten, und eine große Unruhe erfüllte die Sommernacht.

Da kam Potter.

„Warum ist denn der Doktor den letzten Akt draußen geblieben?"

„Sie erfahren gleich alles. Ernste Sachen. . . . Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen — wir werden sofort hinunterfahren — still — da kommt Fräulein Carry . . ."

Sie kam voll Eile — eine Lücke zwischen der Wagenabfahrt benutzend — Leonie und der Fürst hatten den guten Moment wohl nicht so rasch wahrnehmen können . . .

Und sie stand schon vor Spanier — sehr bleich, wie

ihm schien — von all ihrer gewohnten Beherrschung verlassen.

„Warum blieben Sie mit ihm draußen?" fragte sie rasch.

„Er ist nicht wohl, und ich fahre jetzt mit Freund Potter zu ihm — ich wollte mich nur bei Ihnen beurlauben . . ."

„Das ist nicht wahr!" sagte sie bestimmt und sah ihn durchdringend an. „Ich habe es wohl bemerkt . . . Lubotin und er hatten einen Wortwechsel . . ."

„Und wenn! Ist's da nicht am klügsten, man geht sich aus dem Weg? Gute Nacht. Empfehlen Sie mich unserer schönen Frau."

Vor diesen Augen ward ihm die Heuchelei ein wenig mühsam, und die seinen bekamen einen unsicheren Blick.

Da fragte Carry nichts mehr . . .

Zwölftes Kapitel.

Über die Landschaft ging ein Schein vorzeitiger Herbstesstimmung, wie über ein noch schönes Angesicht ein Zug der Ermattung fliegen kann, der vom herannahenden Welken spricht. Die dunkelgrüne Kraft der Hochsommerfarben zerbrach an der zähen Ausdauer der gelben, flimmernden Sonne.

Trotz der Menschenmenge, die Bayreuth füllte, war es in den Vormittagstunden still in den Straßen, denn auf den Bürgersteigen fühlte man die Hitze der Steine unter den Sohlen, und von dem schattenlosen Licht ward jedes Auge geblendet. Auf dem kleinen, verträumten Platz an der Friedrichstraße strömte das Denkmal Jean Pauls aus seinem erzenen Körper förmliche Ofenwärme. Und in der bescheidenen Blumenanlage zu

seinen Füßen lagen die farbigen Blütenleiber erschöpft von der allzu heißen Augustliebe dieser Tage.

Auch in den wunderlichen alten Garten der Jean Paulstraße kam das Ungeheuer geschlichen, das seinen gleißenden, schwülen Leib geradeswegs aus den Tropen hierher getragen zu haben schien.

Manchem Regensturm, der ihnen gelbe, nasse Blätter ins Gesicht geworfen, hatten die langbeinigen Göttinnen getrotzt, still hatten sie unter dicken Schneebewürfen auf ihren üppigen Schultern und ihren zierlichen Köpfen gefroren; sich auch von mancher heißen Sonne liebkosen lassen.

Über dem Grün der geschorenen Taxuswände lag im Sonnenschein ein grauer Dunst, gleich einem feinen Schleier. Auch der Kies auf dem breiten Weg zwischen den Taxuswänden flimmerte, als sei er von zermahlenen Edelsteinen.

In dieser Hitze, kaum ihrer bewußt, ging Carry langsam hin und her, zwischen den harzigduftenden Mauern, den Sandsteingöttinnen und den Lorbeerkübeln, immer auf und ab — auf und ab — wartend, ohne sagen zu können auf was, auf wen. Ein großer weißer Gartenhut deckte ihr Haar; sie hielt die Hände auf dem Rücken gefaltet — wie man im tiefsten Sinnen tut. So schritt sie auf und ab, und die Schleppe ihres weißen Kleides streifte mit leisem Rauschen den Wegeskies.

Sie rechnete sich zum unendlichsten Male jede kleine Beobachtung vor, die sie seit zwei Tagen gemacht hatte oder sich einbildete, gemacht zu haben.

Auch eine unbefangene Seele mußte ja spüren, daß alles aus dem Gleichgewicht gekommen war. Selbst Leonie sagte gestern einmal: Weiß Gott, was die Männer haben . . .

Seit dem Parsifalabend sah man Axel nicht mehr.

Und sie fragte nicht einmal nach ihm . . . sie wollte von Spanier keine Lüge . . . aber Leonie fiel es doch auf. Und da mußte Spanier natürlich etwas sagen. Er hatte die Geschichte von einer Unpäßlichkeit Axels, die gar nichts weiter Beunruhigendes sei, nicht mit seiner gewohnten überlegenen Sicherheit vorgebracht. Wie konnte er auch — denn er mußte ja aus Carrys Schweigen herausfühlen, daß sie etwas ahne . . .

Und doch glaubte Carry, einmal von fern, abends bei der Herunterfahrt, Axel gesehen zu haben. Im Rheingold und gestern in der Walküre waren sein und Potters Platz von Fremden besetzt gewesen. Herr von Potter sagte, er habe den seinen zurückgegeben und noch einen Galerieplatz dafür bekommen. Carry dachte sich, daß Axel es wohl ebenso gemacht habe.

Herr von Potter zeigte sich selten und war ungemein zeremoniell. Besonders gegen den Fürsten Lubotin.

Dieser bekam vorgestern, gerade als man zusammen im Hotel speiste, ein Telegramm. Sein Diener brachte es ihm.

Als Lubotin es gelesen, überreichte er es Spanier, der es mit einer ernsten Verbeugung zurückgab, nachdem er Einsicht genommen.

Und dann tauchten gestern plötzlich zwei Freunde Lubotins auf. Sie waren aus Berlin gekommen; der eine ein Vetter und Landsmann Lubotins, als Attaché der russischen Botschaft angehörend, der andere ein junger Franzose, den Lubotin von Paris her kannte, und der sich gerade in Berlin aufgehalten hatte.

Es zeigte sich, daß diese beiden gar keine Plätze zu den Festspielen hatten.

Was wollten sie also hier? Weshalb waren sie gekommen?

Und dann hatte auch Lubotin gestern den ersten Akt versäumt, und selbst Spanier war unsichtbar geworden.

Später, nach der Walküre, speisten sie mit Lubotin, Baranowitsch und den beiden Neuangekommenen.

Carry fühlte sich wie ein fremder Gast an diesem Tisch. Einsam und traurig. Und ihr schien auch, als sei Leonies Lebhaftigkeit nicht von so unbefangener Freude an Welt und Menschen durchstrahlt wie wohl sonst.

Die beiden Fremden zeigten unverhohlen, daß sie die schöne Frau anbetungswürdig fanden. Aber es schien Carry, als sei Lubotin zerstreut . . . als lege er sich gewaltsam Zurückhaltung auf . . .

Dann hatte sich noch etwas begeben an dieser kleinen Tafelrunde.

Der Vetter Lubotins erzählte, daß auch er damals dem Konzert beigewohnt, in dem Frau Forsting und Baranowitsch sich zum ersten Male den Berlinern vorgestellt, und er pries voll Überschwenglichkeit die Kunst Leonies, worauf der junge Franzose den dringlichen Wunsch aussprach, Madame endlich auch einmal hören zu dürfen . . .

Leonie, die solche Redensarten immer für großen Ernst nahm, lud eifrig die Herren ein, am Vormittag zu ihr zu kommen: sie wolle singen, so viel man befehle. Denn hauptsächlich war es so: sie vermochte in dem Zustand höchster künstlerischer Erregung, in den die Kundry sie versetzt, kaum mehr ihren Wunsch, zu singen, sich in Rausch zu steigern, andere hinzureißen, niederzukämpfen, und lechzte förmlich danach, sich vor einem, wenn auch noch so kleinen Publikum hören zu lassen.

Diese Einladung aber hatten die Herren — abgelehnt. Der junge Franzose, an den Leonie sich gerichtet, sah sekundenlang mit einem ratlosen Ausdruck

auf Lubotin. Und dann erklärte dieser mit der merkwürdigen ruhevollen Höflichkeit, die ihn nie verließ, daß sie leider verhindert seien — — Er gab auch Gründe an, die plausibel scheinen konnten . . . er habe mit dem Vetter eine Familienangelegenheit zu besprechen . . .

Und Leonie schien sogar von dieser Ausrede irgendwie ganz befriedigt zu sein . . .

Carry aber wußte es, als habe es ihr jemand gerade ins Gesicht gesagt: Lubotin und Axel würden sich schlagen. Diese beiden Freunde hatte Lubotin durch ein Telegramm herbeigerufen, ihm als Sekundanten zu dienen . . .

Sie hatte auch in jenem verhängnisvollen Augenblick auf dem Festspielhügel zu genau gesehen, wie sinnlos erregt, wie brutal fast Axel an Lubotin herangetreten war . . . mit den Mienen eines, der am liebsten den Gegner auf der Stelle niederschlagen möchte . . .

Und nun ging sie hier in dem besonnten Garten hin und her und dachte immerfort: Vielleicht ist er schon tot . . .

Denn sie wußte und glaubte: bei solchem Würfelspiel, wo es um das Schicksal geht, verliert der, dessen Hände vom Fieber des Hasses zittern — kalt muß sein, wer das Geschick meistern will . . .

Vom Haus her klang der samtweiche, dunkle Ton einer Stimme schwellend hinaus in die heiße Luft. Leonie übte an der Partie der Kundry. Mit unerhörter Leidenschaft sang sie es heraus:

„Nur eine Stunde mein —
Nur eine Stunde dein —:
Und des Wegs —
Sollst du geleitet sein!“

Carry konnte es nicht ertragen — jetzt nicht.

Sie ging auf die Veranda zu und trat hastigen

Schrittes über die Schwelle des Gartensaals, von dessen bemalten Mauern die Stimme prachtvoll widerhallte.

„Singe nicht — nur jetzt singe nicht!“ flehte Carry.

Die andere drehte sich auf dem runden Sitz des Klavierstuhls herum und machte das ärgerliche Gesicht eines Menschen, den man aus einer Ekstase herausgerissen hat.

Aber ärgern war ein Gefühl, das ihrer beweglichen Natur zuwider ging; das ist für Gemüter, die am Kleinen lange haften können.

„Ja, was ist denn? Hast du Kopfschmerz? Aber natürlich — ich höre auf mit der Singerei.“

Und wie ein Kind, das den Stuhl schlägt, an dem es sich gestoßen, klappte sie strafend den Deckel des Klaviers zu.

„Aber schade — ich sage dir: die Kundry liegt mir ... großartig ...“

Sie stand auf und reckte sich. Nun sah sie erst recht Carrys Gesicht. „Schatz, du siehst miserabel aus. Es ist zu heiß. Davon kommt es.“

„Leonie,“ sagte Carry und faltete die Hände zu ihr hin, „hast du denn gar kein Gefühl dafür, daß etwas Außerordentliches vorgeht? ...“

Leonie wurde rot. Sie fiel Carry um den Hals. Auf dies erste Wort hin schon gleich wehrlos.

„Bist du mir böse? Sei mir nicht böse. Denke nicht, daß ich kein Vertrauen zu dir habe ... aber ich weiß ja selbst nicht: kann ich schon sprechen, muß ich noch schweigen.“

„Du weißt, was vorgeht!“ rief Carry und hielt die andere an den Oberarmen fest vor sich und schüttelte sie förmlich, „und du kannst singen ...“

„Mein Gott ... ist es nicht das Natürlichste? ...“

„Das Natürlichste wär' es, du lägest auf den Knieen und weintest und betetest, wenn um deinetwillen Blut fließt," sprach Carry hart.

„Was? Was — sagst — du da?" brachte Leonie verständnislos erstaunt heraus und stand und sah mit ihren großen Augen ganz unschuldig aus.

„Du weißt doch, weshalb Lubotin sich diese beiden Männer kommen ließ?"

„Ich glaube — mir ahnt — sie sagten doch, daß sie eine Familienangelegenheit besprechen wollten . . . Gott, Carry — dir, gerade dir, mein' ich, sollte ich erst von der entschiedenen Gewißheit sprechen — aber du bist nun so sonderbar — ich seh' schon, du nimmst es als Mangel an Vertrauen — vielleicht hast du auch erraten . . . sieh mal, Carry — ich kann doch nicht ewig Witwe bleiben — der liebe, arme Peter, den ich nie vergessen werde, nie! der hätt' es nicht gewollt, gewiß nicht. Er war so selbstlos. Und ich glaube, Lubotin will seinem Vetter sagen, daß ich seine Frau werden soll — der Fürst hat es mir zu verstehen gegeben — ganz klar — daß er mich möchte. . . . Und ich könnte doch nicht nein sagen. Ach, das könnt' ich nicht! Das würdest du nicht verlangen."

Sie sank in einen Stuhl und litt, denn ihr kam vor, als stehe sie in seelischen Kämpfen und könne doch ihr Glück nicht verscherzen, das Carry ihr vielleicht im Namen des Toten streitig machen wollte.

Sie lehnte das schöne Haupt zurück und schloß die Augen und dachte, wie tragisch es sei, daß die heiße Liebe des Toten gleichsam noch aus dem Grab nach ihr die Hände ausstrecke . . .

Die arme Carry aber ging sacht an die Tür und stand unter ihrem Bogen, sich leicht an den Pfosten zur

Linken stützend. Da sah sie lange und still hinaus in den von der grellen Hitze überflimmerten Garten . . .

Also Leonie wußte doch nichts . . . ihr ganzes Wesen war erfüllt von anderen Gedanken . . . von Hoffnungen . . .

Carry hatte die ja aufschießen sehen, rasch und üppig wie Treibhausschößlinge. Aber sie wußte nicht: besaßen sie Lebenskraft? Erkühnte der fremde Mann sich ihres Vaters Witwe mit unreinlichen Absichten zu huldigen? Oder wolle er Leonie zu seinem Weib machen?

Ja, es schien so. Leonie erwartete es . . .

Und Carry fragte gar nicht: Liebst du ihn? Sie fragte gar nicht: Hast du den Gatten, der dich so grenzenlos liebte, schon vergessen?

Sie wußte ja: diese Seele konnte man nicht fragen. So wenig wie die Blumen, die dort glühten, warum sie in brennendem Rot schimmerten. So wenig wie den Sommertag, warum er mit heißem Atem die Welt ermüde.

Sie hatte es ja auch immer gewußt: die unbesorgte Lebensfreude, die im Wesen dieses phantasievollen Geschöpfes pulste, mußte es bald hinwegführen von dem Grab.

In Carrys Herzen, das vor Weh zitterte um den von ihr Unvergessenen, immer neu Beweinten, mischten sich die Empfindungen seltsam durcheinander.

Sie dachte an Axel, und wie ihn die Gewißheit treffen würde. . . . Schon als er die Annäherung des fremden Mannes sah, nur erst die Annäherung, riß die Eifersucht ihn zum äußersten Schritt hin . . . die Gewißheit würde ihn töten . . .

Aber vielleicht erfuhr er sie gar nicht mehr. Vielleicht hatte ihn zu eben dieser Stunde schon das ewige Schweigen aufgenommen . . .

Da kamen eine sinnlose Angst über sie und zugleich ein blinder Zorn . . .

Die, die dies alles verschuldet, sollte auch zittern . . .

Sie trat vor Leonie hin.

„Die beiden, die Lubotin sich kommen ließ, brauchte er als Sekundanten . . ."

Leonie schrie auf.

„Ja," sagte Carry, „ja, ich weiß es gewiß, ganz gewiß, mir hat es niemand gesagt — ich weiß es aber doch gewiß . . ."

Das wiederholte sie — in einer stumpfen Angst — sich immer wieder bestätigend: Es ist wahr, es ist wahr . . .

„Mit Axel?" stammelte Leonie.

„Um deinetwillen!"

„Nein, nein!"

Das murmelte sie mechanisch nur vor sich hin — sie wollte sich nicht verteidigen . . . sie fühlte keine Schuld. Sie wollte auch nichts abwehren — sie fühlte: es war wahr. Und eine Fülle von Vorstellungen kam an sie heran und überströmte ihre Gedanken. Eine heiße Erregung bemächtigte sich ihrer, und ihr war, als käme nun eine große Schicksalsstunde, in der sie sich als vollkommene Heldin zu bewähren habe und einer Fürstenkrone entsagen müsse, um sich des armen Herzens zu erbarmen, das so treu für sie schlug und das Leben wagte, ehe es sich in die Entsagung fand . . : Tränen rannen über ihre Wangen . . . heiße Tränen . . .

Carry ging auf und ab — auf und ab . . .

Nun das Furchtbare ausgesprochen war, hatte es vollends eine bestimmte Gestalt angenommen. —

Im großen Raum, an dessen Wänden die blauen, flatternden Bänder die gemalten Rosenkränze miteinander verbanden, war es schattig. Die verhängte Veranda vor ihm hielt alle Sonnenstrahlen ab.

Niemand sprach. . . . Die eine erlebte tragischen

Verzicht auf Glanz und tausendfältig reizvolles, fremdartiges Neuleben und trug schon tapfer Kampf und Not und lächelte kraftvoll und rührend dem treuesten Mann zu, der sterben würde, wenn sie sich ihm nicht gab ...

Die andere fühlte nur: Wie soll ich es tragen, daß er stirbt ... und wie soll er es tragen zu leben ...

Und mit einem Male dachte sie: Ich will sie auf den Knieen bitten, von diesem fremden Mann zu lassen. Ich will ihr sagen, daß sie den beglücken muß, den sie hinweggelockt hat aus seinem Leben voll Ehre, Frieden und Segen. ... Ja, das muß sie! Das wird, das kann sie! ... Wenn man das rechte Wort findet, ihre Phantasie damit zu entzünden. ... Und wenn sie zu ihm kommt: er, der Mann, er wird vielleicht gar nicht spüren, daß ihre Seele nur die Flügel der Phantasie nahm, um den Weg zu seinem Herzen zu finden ...

Wie einst der, der es nicht gespürt hatte oder nicht hatte spüren *wollen*, der nun schlief ... und glücklich war, trotz allem. ... Glückselig zu besitzen ...

Ja, lieber noch einmal dies erschütternde Schauspiel erleben — noch einmal still verzichtend in den Schatten treten, als *ihn* sterbend, elend, verzweifelnd zu wissen.

Sie stand und starrte hinaus ... von der Schwere und Gewalt ihres Entschlusses noch gelähmt ...

Und dann stieß sie einen leisen Ruf aus ...

Um die Ecke der Taxuswand kam ein Mann und schritt auf das Haus zu ... langsam, ernst, und sein Angesicht schien merkwürdig ermüdet und hatte einen scharfen Zug.

Spanier!

Sie flog dem Freund entgegen.

„Er ist ... er ist ...“ stammelte sie und griff nach des Freundes Hand.

Er legte den Arm um die Fassungslose und führte sie über die Schwelle zurück.

Drinnen stand auch Leonie, bleich, aber in wunderbarer Gefaßtheit . . .

„Aber Fräulein Carry!" sagte Spanier liebevoll, „was haben wir denn? Ja, mein Gott, fast ohnmächtig . . ."

Er brachte sie zu einem der Lehnstühle am Tisch und hielt ihre eiskalte Hand besorgt zwischen seinen beiden ruhigen Händen — fest, brüderlich tröstend . . .

Sie sah ihn nur an, und dieser dunkle Angstblick aus den tiefliegenden Augen erschütterte ihn. Er las all die Fragen. Und er mußte ja sprechen. Wahrheit und Lüge — wie die Lage es nun einmal forderte . . .

„Unser Freund Doktor," begann er und nahm die eiskalte Hand noch fester, „unser armer Axel — ja, der hat nun einen Unfall gehabt . . . es Ihnen zu verbergen, wäre ja unmöglich. . . . Wir hatten eine kleine Landpartie gemacht . . . er hat sich verletzt . . . er untersuchte ein Gewehr, das in der Wirtsstube hing . . ."

„Er ist tot!" sagte Carry und schloß die Augen.

Der Mann beugte sich zu ihr herab — er nahm sie in seine starken Arme und trug sie einfach auf das lange, breite Sofa.

„Wein!" befahl er. „Rasch!"

Leonie stürzte hinaus, um im Haus Hilfe zu suchen.

Aber Carry war nicht bewußtlos, ein paar Sekunden lang nur schien ihr, als fiele sie in schwarze Tiefen hinab, schwindlig ob des Abgrunds, in den sie versank . . . mit großer Willenskraft hielt sie sich, schlug wieder die Augen auf und machte, schon in Spaniers Armen, eine abwehrende Bewegung.

E saß nun neben ihr auf einem Stuhl und hielt ihre Hände wie ein Arzt an einem Krankenbett. Und

er biß die Zähne zusammen, weil ihm ein bißchen unmännlich zu Mute war und ihm eine große Weichherzigkeit die Augen gar naß machen wollte.... Und es hieß doch, den bangen Blicken standhaft begegnen ...

„Er ist tot!" flüsterte Carry.

„Nein. Glauben Sie mir doch. Er ist nicht tot."

„Aber er wird sterben — wenn sie dem andern Mann angehört — sie muß verzichten — ich will sie bitten — betteln will ich ..."

Der Mann hörte es, und ihm war, als mache sein Leben eine Pause.... Er hatte geglaubt, die Frauen zu kennen ... manch zitterndes Herz hatte ihm geschlagen ... viele großen Worte von Leidenschaft und Hingabe waren an seinem Ohr vorbeigegangen ...

Er fuhr auf aus seinen Sinnen — glaubte, Gott weiß wie lange gedankenverloren hier gesessen zu haben — und dieses andachtsvolle Staunen hatte ihn doch nur ein paar Atemzüge lang in Bann geschlagen gehabt ...

„Nein," sprach er fest, „das werden Sie nicht erbetteln!"

Da kam Leonie zurück mit Wein und hinter ihr die Frau des Hauses mit vielen Anerbietungen und schuldbewußten Klagen über die Hitze, als sei sie gegen das Mieteverhältnis und bedeute fast eine Betrügerei seitens der Vermieter.

Carry machte eine Bewegung mit der Hand, die Spanier veranlaßte zu erklären, es sei nichts. Und sie dankten für jede Hilfe.

Aber Leonie natürlich, die konnte er nicht hinausjagen, und die kniete nun neben Carry und war außer sich vor Sorge und Kummer.

„Süße Carry — liebe Carry," schmeichelte sie, „rege dich nicht auf — es kommt nur, weil du dich über mich aufregtest. Sieh, ich will alles, was du willst: auch

verzichten! Du weißt wohl worauf! Und alles tun, gutzumachen, wenn du wirklich meinst, ich habe die Pflicht. Ich habe mich schon ganz hineingedacht, du sollst sehen, ich kann jedes Opfer bringen, und er soll es nie spüren — nie . . ."

„Willst du," flüsterte Carry, „wirklich — willst du?"

„Ich schwöre es dir!"

Leonie sprang wieder auf.

„Wir wollen uns um Axel bekümmern — es ist unsere Pflicht — ich will hin zu ihm . . ."

Auch Spanier hatte sich erhoben, denn er sah, Carrys Farbe kehrte zurück, und auch die letzte Spur der Ohnmachtsanwandlung verflog.

„Ich muß Sie bitten, meine gnädige Frau," sprach er etwas kalt, aber sehr bestimmt, „hiervon abzusehen, denn ich kann die Verantwortung dafür nach keiner Hinsicht übernehmen — nach keiner!" schloß er mit der bedeutungsvollsten Betonung.

„Oh!" Leonie stand ganz erstaunt. Und ganz ernüchtert.

Denn in ihre Flammen durfte kein Gegenwind hineinblasen — davon erloschen sie stets sofort . . .

„Carry, was meinst du?" fragte sie zweifelnd.

Die saß nun aufrecht und suchte sich zu fassen.

„Wir müssen doch erst hören — wir wissen ja noch gar nichts . . ."

„Es geschah um halb sechs Uhr heute früh, im Wald hinter dem Siegesturm. Ich habe den Verwundeten zu mir genommen, seine Wohnung war klein und dumpf — das Krankenhaus wollten wir vermeiden — es sind alle Vorbedingungen da, daß — daß der Unfall vollkommen unbekannt bleibt. Ich habe auch an Mama Schmeer telegraphiert," sprach Spanier.

„An die alte Sanitätsrätin!" rief Leonie, und Carry

machte große Augen, und über ihr Gesicht flog ein leiser Schein der Freude.

„Nun ja," sagte er, „die alte Dame ist sehr rüstig, und die Reise ist nicht weit. Und Mama Schmeer hat mir zum mindesten zehn lange, längere und aberlängste Reden gehalten, deren Orgelpunkt immer der war: wenn das, was ihn peitscht, die Macht verliert, wird er eines Tags umfallen, wie der Kreisel tut, der ausgewirbelt hat, dann ruft nur mich, denn ich hab' ihn nun mal lieb, und ich helf' dann aufrichten. So hab' ich ihr telegraphiert. Denn eine Sache von Wochen kann es werden," schloß er zögernd.

In diesem Augenblick klopfte es, und die eben hinauskomplimentierte Hausfrau steckte wieder den Kopf zur Tür herein.

„Darf ich? Hier ist etwas für die gnädige Frau . . ."

„Bitte."

Und sie kam mit einem Strauß gelber Rosen, denen ein Brief beigegeben war. „Der Diener wartet auf Antwort."

Leonie wurde sehr rot. Sie nahm die Rosen und las den Brief und sagte: „Lassen Sie den Mann einen Augenblick warten." Sie reichte Carry das Blatt hin.

Und Carry las. Es waren wenige Zeilen, in französischer Sprache geschrieben, eilig hingeworfen. Sie sagten: „Teure Frau! Zwei Tage lang muß ich auf Sie den Eindruck eines Barbaren gemacht haben, der vergessen hatte, daß es für einen Mann nur eine würdige Aufgabe geben kann: die, Ihnen, teure Frau, zu dienen. Wollen Sie mir erlauben, nachher Ihre Verzeihung zu erflehen? Darf ich Sie um eine Unterredung bitten? Ihr Wladimir Fürst Lubotin-Konotop."

„Was soll ich antworten?" fragte Leonie.

„Was du willst und mußt."

„Nun," meinte Leonie sehr zögernd, „sprechen, ihn empfangen muß ich wohl auf jeden Fall . . ."

Und sie sah auf das Briefblatt — und aus diesem kleinen Blatt Papier und aus diesem pomphaften Namen stieg es wie ein fremdartiger Duft auf . . . er verdichtete sich zum goldigen Nebel . . . und aus ihm erhob sich die holde Törin Phantasie mit ihren goldschimmernden Flügeln und flog davon, hinein in ferne, fremde Länder, voll von geheimnisvollen und überraschenden Geschehnissen. Langsam ging die schöne Frau auf die Tür ihres Zimmers zu, um dort die Antwort niederzuschreiben, die über mehr als ein Leben entscheiden sollte . . .

Und Carry stand, die bebende Hand auf die Lehne des nächsten Stuhls gestützt, und sah ihr nach — mit wissenden Augen — denn sie kannte ja diese leicht verführbare Seele. — Dann richtete sie sich auf, fest, mit der Entschlossenheit, die jedem Schmerz trotzen kann. „Darf ich zu ihm — wollen Sie mich zu ihm bringen?" fragte sie.

„Wenn Ihr Stolz es Ihnen gestattet."

„Stolz?" sagte sie mit einem Lächeln, während Tränen ihre Augen füllten, „Stolz? Ich liebe ihn, und ich kann ihm dienen." Da nahm Spanier ihre Hand und küßte sie.

„Verzeihen Sie mir," murmelte sie, „verzeihen Sie mir."

„Ich habe zu danken. Denn ich habe zum ersten Male in meinem Leben ein ganzes Weib kennen lernen dürfen," sprach er sehr leise. Sie erglühte.

Doch da sagte er rasch und ohne das mindeste Beben mehr in der Stimme: „Also kommen Sie. Und übrigens wartet auch mein Wagen."

Und unter der Tür, als ihnen der trockene, heiße

Atem der Mittagsglut entgegenschlug, sprach er noch mit einem kurzen Mißfallen an der Welt: „Dies ist auch keine Temperatur für leidenschaftliche Erlebnisse.“

Acht Tage waren vergangen. Nach der letzten Vorstellung hatte sich die Stadt entleert, und all das laute Treiben war verhallt, all die bunten Farben verweht, die Sonnenstrahlen prallten auf eine seltsam stillgewordene Welt herab. Beinah schien es auch, als sei es noch heißer geworden, weil weder Begeisterung, noch Neugier, noch Mode mehr hier in Bewegung waren und der Glut trotzten.

Zahllose Fenster machten die Augen zu, und die ganze Stadt bekam etwas Verschlafenes. Aber es schien, als lächle sie noch vieldeutig im Schlaf. . . . Und das hohe, primitive Haus sah vom Hügel draußen herab auf dies besonnte, rotgraue, weiß und grün durchfleckte Städtebildchen . . . es stand wartend und ruhevoll in seiner von Dürftigkeit umwitterten Majestät . . .

In dem Haus am Luitpoldplatz, wo Spanier sich nach seinen anspruchsvollen Gewohnheiten ein Logis, aus Schlafzimmer und Salon bestehend, gemietet hatte, war nun Platz in Fülle. Und die beiden neuen Gäste, die Spanier herbeigebracht, fanden auch noch ihr bequemes Unterkommen.

Axel lag in einem großen Zimmer, das an Spaniers „Salon“ stieß. Die Fenster gingen auf die Straße, aber sie waren von den grünen Jalousieen verschlossen, durch deren Stäbe wohl ein gedämpftes Licht, aber kein Sonnenstrahl hereinkam. Und dies karge Licht, das sich obenein auf seinem Weg herein ein wenig grünen Schein von der Farbe der Jalousieen geholt, ließ vielleicht den blassen, stillen Mann noch elender erscheinen.

Vom Blutverlust entkräftet lag er, denn das Heraus-

schneiden der Kugel, die sich auf einer der falschen Rippen breitgedrückt, war keine einfache Sache gewesen. Und vorher schon hatte die Schußwunde trotz des sofort angelegten Notverbandes im Wagen sehr starke Blutungen verursacht. Ein paar Millimeter weiter hin, und die Kugel wäre in die Leber gegangen . . .

Aber nicht der Blutverlust allein, nicht die Gefahren der Rippenfellentzündung, die sich eingestellt hatte, brachten seine junge, zähe Manneskraft bis an die Grenzen ihres Widerstandsvermögens . . .

Die Tage, die er vorher durchlebt, rächten sich — diese Tage voll sinnloser Erregung, ohne Schlaf, fast ohne Speise und Trank, in der schwelenden Glut dieser Hochsommerzeit. Die Monate, die er vorher durchlitten, rächten sich — diese Monate voll fieberhafter Arbeit in der Kunst, voll verzehrender Angst vor der Erkenntnis, nicht erreichen zu können, was er erstrebte, voll brennender Sehnsucht nach dem Besitz des schönen Geschöpfes, das ihn so nah, so verheißend anlächelte und sich doch niemals von seinen begierigen Händen fassen ließ.

Er hatte Fieber. Nicht sehr hoch, aber es hielt doch einige Tage an. Und es ließ ihn in eine Art Traumzustand hineingleiten, in dem er das, was er wahrnahm, für Phantome hielt und andere Dinge, die nicht waren, doch seltsam deutlich um sich sah.

Manchmal dachte er, er liege in seinem Zimmer in Gerlachshausen, und Mama Schmeer säße da. Und draußen schien die Sonne auf die lederblanken Blätter des alten Birnbaums, und Papa Schmeer ging schweigend und musternd vor dem Blumentritt mit den Kakteen hin, an deren grauen, stachlichten Wurst- und Schlangenleibern kein Auge außer dem seinen Veränderungen wahrzunehmen vermochte.

Und manchmal dachte er, er sei in Berlin und wunderte sich beschämt, daß Carry in sein Junggesellenzimmer kam und ihm Eiswasser zu trinken gab.

Es war ein Traum — so töricht, daß ihm darin sogar vorkam, als säße Spanier pflegsam an seinem Bett — dieser große Lebemann und Egoist — ja, das war genug Beweis, daß er träumte. Aber er war zu schwach, zur Wirklichkeit zu erwachen.

Nun war es der achte Tag. Und endlich hatte man die grünen Jalousieen halb in die Höhe gezogen, denn draußen stieg graues Gewölk auf. Nicht, wie man nach all der Schwüle hätte erwarten sollen, in Gewitterbedrohlichkeit, sondern ganz behäbig wie eine Schar dicker Philister, die endlich einmal tausend Eimer Wasser auf diese lasterhaft glühende Erde ausschütten wollen.

Sie besannen sich auch nicht lange; als sie in genügender Zahl beisammen waren, fingen sie ihre solide Bürgerarbeit an, und ohne das pomphafte Vorspiel von Blitz und Donner voranzuschicken, gossen sie aus ihren Riesenbrausen die Tropfenstrahlen hernieder, kräftig, stetig. Axel lag und hörte das gleichmäßige, starke Rauschen.

Er war ganz wach. Und er wußte es nun genau: er lag hier so elend danieder, weil er schwer verwundet worden war — vielleicht tödlich — denn ihm schien, er sei so schwach, daß er sich niemals mehr in seinem Leben von diesem Bett erheben werde.

Das Zimmer kannte er nicht. Daß es kein Krankenhauszimmer war, sah er wohl.

Nebenan hörte er ein leises, feines, klingendes Geräusch — es konnte von Stricknadeln herrühren, die emsig gerührt wurden — da saß wohl eine Wärterin . . .

Nun fiel ihm auch ein: an jenem Morgen hatte

Spanier ihn in seine Wohnung geschafft. Und hier lag er nun, einsam, der Pflege Fremder anheimgegeben ...

Der Freund, die Frauen waren längst abgereist — nur sein Fieber hatte ihm vorgegaukelt, als sei er von treuen Menschen umgeben. Seltsam, daß ihm in seinen Phantasieen nie die eine erschienen war, um derentwillen er hier lag ...

War seine Seele so ganz mit ihr fertig? Konnte es das geben, ein solches jähes Erlöschen? Er dachte zurück. Immer deutlicher stand alles vor ihm ... besonders jene Minuten, in denen seine Eifersucht sich bis zur Raserei gesteigert — jene furchtbaren Minuten, in denen er, unter der Menge verborgen, zugesehen, wie der fremde Mann i h r heiß und begehrlich in die Augen sah, wie sie diese Blicke erwiderte. ... Und noch einmal durchkostete er jene wilde Verzweiflung, in der er gewünscht hatte, den Gegner niederschlagen zu dürfen — auf der Stelle niederschlagen. ... Daß er das nicht gekonnt — das hatte ihn fast um den Verstand gebracht.

Eine Hand, zum Schlag erhoben, mußte stillhalten? ...

Ein Zorn, der sprühte, in immer gleichen Flammen bleiben? Ein Schrei auf den Lippen zurückgehalten werden?

Zwei Tage lang?

Nein, das war gegen jede menschliche Natur. Ekstasen können nicht immer dauern. Erregungen nicht immer in gleichem Brand lodern ... die Not des Hasses ist wie die Not der Liebe, ein heißer Augenblick ...

Und die Erlösung war ausgeblieben ...

Die Formalitäten mit ihren feierlichen Lächerlichkeiten waren gekommen und hatten ihm klar gemacht, daß Mann gegen Mann nicht mehr im primitiven elementaren Kampf um den Besitz des Weibes streiten kann wie einst. — Diese zwei Tage, die zwischen dem triumphie-

renden Augenblick der Beleidigung und der Stunde des Duells lagen, hatten für Axel ein Menschenalter bedeutet.

Und ihm war, als hätten sie ihn um Jahrzehnte von seinen Erlebnissen entfernt und von der Frau, um die er litt. Von solcher Ferne aus sieht man klar.

Er sah das holde Weib, ganz wie es war.

Und er wußte es nun: sie war die Fleisch und Blut gewordene Phantasie.

Sie liebte — in der Phantasie. Sie konnte Opfer bringen — in der Phantasie. Sie war sinnlich, sie war ein keusches Kind, sie war heiter, sie war düster, sie war groß, sie war unbedacht — alles, alles in der Phantasie. Immer ganz das Geschöpf der Stunde und Stimmung. Ein Wesen, von dem man alles erwarten und dennoch niemals etwas fordern durfte. Schuldlos und dennoch eine Verderberin.

Ohne tödliche Gefahr nur zur Gefährtin geschaffen für den gleichbürtigen großen Künstler oder den fürstlichen Millionär, der ihr das Leben zu einem Märchen voll immer neuer Überraschung gestalten konnte . . .

Keine Gesellin für einen armen, kämpfenden Mann, in dessen Adern wohl ein bißchen heißes Blut rumort hatte, und dessen Seele immer bereit, nur allzu bereit gewesen war, bei dem Außergewöhnlichen stehen zu bleiben, es mit beschwingten Gedanken zu umkreisen, anstatt voll Besonnenheit vorüberzugehen oder es klar zu überblicken . . .

Dies alles wußte er nun. Ob er das schöne Geschöpf dennoch liebte, dennoch begehrte — das wußte er eigentlich nicht. Schwach lag er, mit zerbrochener Kraft, mit zerbrochenem Leben. Es war die beste Lösung, daß er sterben mußte.

Seinen Beruf hatte er treulos verlassen. Er war ein gescheiterter Mann . . .

Und die Welt war nun nüchtern . . . die holde Törin Phantasie hatte ihn verlassen, nie mehr würde sie an seinem Lager sitzen, die perlmutterfarbigen Flügel gefaltet, die Hände um das Knie verschlungen, das zarte Köpfchen mit den Wunderaugen zu ihm geneigt, ihm mit raunender Stimme von dem Märchenleben in ihren hunderttausend Ländern erzählend — nie mehr, wie sie es in jener heißen Sommernacht getan. . . . Was wollte und sollte er noch in dieser nüchternen Welt?

Da war ihm, als schwebten wundersame Klänge auf ihn zu — und doch war es wieder nicht ein Klang, vielmehr wie ein Licht, das sich an den Grenzen einer Finsternis entzündet und sanft in sie hineinwirkt. Und die Melodie des Liebesmahlmotivs klang in seinem Kopf wider. Er horchte . . . er hörte noch einmal in tiefer Ergriffenheit das Vorspiel zum Parsifal. Ihm kam ein ganz seltsames Gefühl — er hatte das Werk nicht zu Ende hören dürfen — er hatte nicht den Ausklang, nicht die Erlösung erlebt — es war, als sei ihm eine Empfindung verstümmelt worden. Ganz in Weichmütigkeit aufgelöst, wünschte er: Könnte ich doch den letzten Akt noch hören. Ihm schien gerade, als würde das die Befreiung bringen . . .

Und doch auch war es wieder, als sei es symbolisch geworden für sein Schicksal, das nicht ausklang, sondern jäh abbrach. Alles war vorbei, alles verstümmelt . . . Kunst und Leben.

Nebenan ging eine Tür.

Und Flüsterworte wurden gewechselt. Dann geschah etwas Seltsames . . . eine flinke, greisenhafte, eifrige Stimme sprach, und die Sprecherin vergaß wohl im

Behagen am Reden die Dämpfung. Aus dem Piano-Pianissimo hob sie sich zu einem verständlichen Mezzoforte. Die Rede rann wie ein Brünnlein und floß munter dahin und tat trotz ihrer Emsigkeit dem lauschenden Ohr so wohl, so wohl ...

Axel machte große Augen und starrte atemlos auf die Türöffnung. An der vorbei bewegte sich einmal eine Gestalt im weißen Kleid ... nun faßte jemand den Klopfer an und vergrößerte die Öffnung, und dann trat Eine über die Schwelle, und er sah ihr mit vollem Bewußtsein entgegen ...

Seine Augen sahen in Carrys Augen ...

„Sie,“ sagte er, „Sie? Wirklich — Sie?“

„Oh, er wacht ja!“ sprach Carry zu den Menschen, die in dem andern Zimmer waren.

Und nun erkannte Axel, daß er keine Fiebererscheinungen gesehen, sondern nur die Wirklichkeit hinter den Schleiern des getrübten Bewußtseins: da stand Spanier, und da kam höchst eilig und autoritativ Mama Schmeer...

Über die alte Frau freute er sich in diesem Augenblick doch am meisten, und er hielt vor Dankbarkeit und Rührung stumm die liebe, welke Hand in der seinen. Oder vielmehr, sie hielt seine Hand umschlossen. ... Er war zu schwach, sich aufzurichten, wie er in hastiger Bewegung gewollt.

Und Mama Schmeer hielt sofort eine Rede. An dem Spanier sei nicht viel Gutes. Ein lasterhafter Mensch sei er, der zu viel Geld an seinen Schneider und an sein Behagen wende. Und sie habe ihn aufgegeben und werde sich nicht mehr bemühen, einem so abgesottenen Menschen noch eine Frau zu suchen. Aber eins wolle sie ihm zuerkennen: Verlaß sei auf ihn. Er sei einer von den Raren, die nicht pressiert nach der

andern Seite gucken, wenn einem Freund gerade mal der Freitisch an der Tafel der Madame Fortuna entzogen sei. Und übrigens sei das Ungemach zu einem expressen Zweck in der Welt. Das verschreibe der liebe Gott, wie ihr Schmeer seine Rezepte verschrieben habe. Und ihr Schmeer sage immer: nach manchen Krankheiten würde man bloß gesünder. Übrigens sei ja alles gut. Der Krolpa sei sein Leben lang ein gefälliger Mensch gewesen. Jetzt sei's freilich eine unfreiwillige Gefälligkeit von ihm, daß er als Folge seiner Lungenentzündung die Wassersucht bekommen habe, was in dem Alter ja meist hinterdrein komme. Nun solle Axel Krolpas Nachfolger werden, aus welcher Nachfolgerschaft er wohl nicht abermals davonlaufen werde. Natürlich, so ganz einfach könne es vielleicht nicht sein, denn es gäbe immer Neugierige, die den, der was erlebt habe, dreist ansähen, als hätten sie die Freiheit dazu sich mit fünf Groschen Entree erkauft. Und das sei leicht ein bißchen genierlich. Allein ob solcher Scham schämten sich nur die Feigen. Und sie taxiere ihren jungen Doktor nicht als einen, der durch irgendwas seinen moralischen Mut verloren habe oder je verlieren könne. Und das sei eigentlich der einzige Verlust, den man niemals wieder hereinbringen könne.

Draußen rauschte der Regen, und hier drinnen rann die eifrige Rede. Axel hörte. Es ward ihm seltsam still und gut dabei zu Mute . . . so, als könne es doch noch eine Lebensmöglichkeit geben, ausgefüllt mit stiller Opferfreudigkeit im Beruf. Und er sah wieder das Licht aus der kleinen Gärtnerwohnung unter den Ulmen in die Blaufinsternis der Augustnacht hinausleuchten.

Das mochte nun gerade ein Jahr sein . . .

Und Carry hörte . . . halb mit Rührung — halb

in Zweifeln. . . . Denn all diese sanfte Friedens- und Lebensweisheit, in die die gute alte Frau die Seele des Mannes einhüllen wollte wie in lauter Wohllaut, sie verklang vielleicht wie ein Schall ohne Echo im Wind, wenn er erfuhr, daß Leonie eines andern Mannes lachende Braut war . . . die sich zwar in aufwallenden Stimmungen um Axel sorgte, aber vielleicht, vielleicht im geheimsten Untergrund ihrer Seele auch genoß, daß sich zwei um ihretwillen geschlagen — in Tränen und einer Art Reue und tausend interessanten Vorstellungen genoß . . . ohne sich klar zu werden, was in ihr vorging . . .

Auch Spanier hörte zu. Nicht eigentlich sehr genau. Denn er hatte alles, was Mama Schmeer da vortrug, schon gestern und vorgestern auch von ihr gehört.

Er dachte allerlei. In einem wunderlichen Gemisch von Wehmut und Behagen dachte er, wie alles kommen werde. Er sah es ja voraus.

Der Mann, der da nun noch lag wie ein dem Tod Verfallener, würde rasch genesen. Und unerwartet schnell würde auch die Herzenswunde heilen. . . . Wahrscheinlich war es gar keine des Herzens . . . sein Temperament und seine Phantasie hatten dieses leidenschaftliche Erlebnis durchstürmt und lagen nun vorerst zerbrochen am Boden. . . . Aber gerade diese Leiden hatten gewiß sein Herz erst reif gemacht . . . bald, sehr bald würde es wissen, wo es das Glück zu suchen habe . . .

Sie natürlich, die Liebe, sie würde nach stolzer Frauenart viel länger sich gegen das Glück wehren als er . . . sie würde nicht leicht daran glauben wollen, daß sie geliebt sei. . . . Aber endlich würde sie eben dennoch glauben . . .

Wenn er den beiden das heute voraussagen würde,

fände er wohl nur ungläubige, verletzte, ja entrüstete Hörer. Und dennoch — es kam so — es mußte so kommen — er kannte das menschliche Herz ... es wendet sich immer wieder der Sonne zu ...

Sehr gern hätte er auch Carry eine kleine Vorlesung gehalten, eine Rede à la Mama Schmeer, voll ungeheuer viel Lebenserfahrung. Und in dieser Rede hätte er dartun können, daß noch niemals zwei Menschen gewesen wären, die so vorher bestimmt waren, eine äußerst geschmackvolle, friedliche, bekömmliche Ehe zusammen zu führen wie sie und er. Daß sie hingegen noch vielerlei seelische Kämpfe mit sich zu bestehen haben werde, ehe sie sich entschließen würde, Axel zu nehmen. Und daß sie auch in der Ehe mit ihm, als Doktorsfrau im allgemeinen und im speziellen als Frau eines, der einen „Roman“ hinter sich hatte, mancherlei mit sich und ihm zu tun bekommen werde. Daß es daher in Anbetracht so vieler Unbequemlichkeiten viel vernünftiger sei, wenn sie ihn, den ihr auf immerdar ergebenen Spanier, nähme! Aber Spanier wußte wohl: es ging in diesen Sachen leider nicht nach der Vernunft.

Er selbst würde ja auch etwas höchst Unvernünftiges tun. Er fühlte es im voraus. Alle Frauen würde er an der vollkommenen Weiblichkeit der einen messen, die er sich nicht hatte erringen dürfen. Und da ihm dann keine genügen konnte, würde er ledig bleiben ...

Er lächelte etwas ironisch in sich hinein. Es war eigentlich eine außergewöhnlich moralisch ausgehende Geschichte. Als „Hausfreund“ hatte er seine Laufbahn begonnen — als Hausfreund mußte er sie zur Strafe beschließen, aber als ein Hausfreund ohne jedwede Gänsefüßchen! Und diese Tatsache war ja erst die wahre Vergeltung. Fabelhaft moralisch, ja, ja.

Aber zugleich traten verführerisch ruhevolle und behagliche Bilder vor sein geistiges Auge, und er fühlte sich immerhin vom Schicksal ehrenvoll ausgezeichnet, daß er für den Rest seiner Tage an Carrys Herd als ihr verehrter, höchsten Vertrauens würdiger Freund allzeit seinen Platz finden werde . . .

Nun hatte Mama Schmeer ausgeredet. Und der schwache Mann da auf dem Lager schloß die Augen — denn er schämte sich, weil sie ihm naß waren.

Alle schwiegen.

Und nach einer Pause fragte Axel: „Wo ist Leonie?"

Er fragte es wunderbar ruhig. Es blieb unentschieden, ob gebunden vor Schwäche oder in Wahrheit ohne Erregung. Die beiden Frauen erschraken und blieben stumm, und sie sahen beide unwillkürlich den Mann an, der in dieser Zeit ihr Berater und Beschützer gewesen.

Spanier aber wußte, was man einer Mannesseele in diesen Dingen zumuten darf — muß . . .

Mit der unbefangensten Miene von der Welt sprach er, nicht ohne Bedacht und Grund ausführlich wie ein Berichterstatter: „Sie ist vor zwei Tagen von der in Frankreich verheirateten Schwester Lubotins nach der Normandie abgeholt. Fräulein Carry ist einzig und allein noch Mama Schmeer zu Gefallen hier geblieben," schaltete er sehr ernsthaft ein. „Sobald diese Fräulein Carrys nicht mehr bedarf, wird sie nachreisen und rasch in Paris die Hochzeit für die künftige Fürstin Lubotin ausrichten. Ich hoffe, daß danach Fräulein Carry das Bedürfnis haben wird, sich im Herbstidyll von Gerlachshausen auszuruhen. Nicht wahr?"

„Oh nein — nein," wehrte Carry ab. Und sie errötete tief. Aber Mama Schmeer nickte ihrem Freund Spanier sehr beifällig und sehr entschlossen zu.

Axel lag still. . . . Er hatte gehört . . . und es wunderte ihn kaum. . . . Es klang gar nicht wie ein schriller Alarmruf bis in seine Seele hinein . . . die war vielleicht zu todwund und zu müde . . .

Er dachte nur: „Nun ist sie fort aus meinem Leben . . ." Davongeflogen auf ihren bunten Schwingen wie die holde Törin Phantasie. . . . Und vor ihm lag die nüchterne Welt . . .

Draußen rauschte der Regen, und es war grau und kühl. Er lauschte ein wenig hinaus. Es tat so wohl, diesem gleichmäßigen, kräftigen Rauschen zuzuhören. Es schläferte ein wie das Wiegenlied einer Mutter.

Und eine wonnige Müdigkeit kam über ihn . . . zugleich mit einem köstlichen Gedanken . . .

Sein Blick ging langsam über die teuren Menschen, die an seinem Lager gewacht hatten . . .

Nein, seine Welt war nicht so ganz nüchtern geworden. Denn er fand noch in ihr einen Beruf, Freundschaft und Treue . . .

Und sie, die er davongeflogen glaubte, die holde Törin, ohne die das Leben eine Wüste sein würde, sie schwebte wieder heran — leise, mit heiter lächelndem Antlitz — und sie ließ sich wieder auf seiner Bettkante nieder und faltete die Hände um ihr rosiges Knie.

Aber sie flüsterte ihm keine heißen Träume mehr zu — er würde ihr nicht mehr glauben — sie suchte ihn nicht mehr in eins ihrer hunderttausend Märchenländer zu entführen — er würde ihr nicht mehr gefolgt sein.

Nur mit zärtlicher und beruhigender Stimme raunte sie ihm zu, wie schön das Leben noch werden könne — trotz alledem!

Ende.

Fünfzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Walters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling und Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Starpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marška. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang. Band 1. 2. **Richard Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannes Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **P. Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Ossip Schubin**, Maximum. — 7. **E. W. Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **E. W. Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **Henry de Vere Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Thomas Glahn**, Heiratstifter. — 13. 14. **B. M. Croker**, Angelika. — 15. **Guy Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **L. Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **Hanns v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Elinor Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Richard Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. 21. 22. **Archie Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Richard Voß**, Die neue Circe. — 24. **B. M. Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **Pierre de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ida Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **M. Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréchal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semène Zemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victor Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Fahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor von Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Henry Seton Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Verségy. — 24. **James Weber Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Rameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Die arme Prinzessin. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Glänzend in feinen, von glücklichem Humor getragenen Schilderungen und in der Fülle seiner originellen Figuren – ein packendes Lebensbild aus dem Hochadel unserer Zeit.

Wer bist du? Von **Marie Diers.**

Die Frage des Kennens oder Nichtkennens zwischen Mann und Weib in seiner Schwere und seiner Qual liegt dem Konflikten dieses wirklich guten Romans zu Grunde, worin sich das Talent der Verfasserin, den Menschen und sein Los von innen heraus zu gestalten, glänzend offenbart.

Das verborgene Modell. Von **Frances Harrod.** Aus dem Englischen.

Dieser sehr spannende Roman ist zwar auf einem Verbrechen aufgebaut, doch ist er nichts weniger als ein Kriminalroman im gewöhnlichen Sinn. Sein faszinierender Reiz beruht vor allem auf der vorzüglichen Schilderung interessanter Seelenvorgänge und der meisterhaften Milieu-Darstellung.

Samum. Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Diese Schöpfung des berühmten Dichters, worin die sich im neuen Rom bekämpfenden Strömungen in kühnen Zügen dargestellt werden, ist ein Kulturbild großen Stils. Ein heißer, erstickender Wüstenwind von verbrecherischem Ehrgeiz und rasender Liebesleidenschaft weht durch die Schilderungen der römischen Gesellschaft zur Zeit Crispis und der Umwandlung Roms in eine moderne Stadt.

Von kleinen und großen Leuten. Von **Otto Ernst.**

Aus der Fülle reicher Lebenserfahrung bietet der allbeliebte Dichter einen bunten Strauß bald ernster, bald heiterer Geschichten und Bilder, die in ihrer Echtheit und ihrer Gemütstiefe jedem ans Herz greifen müssen.

„Ein Buch von Otto Ernst ist mir wie ein froher Festtag," urteilt die „Berliner Zeitung".

Eine Heiratskomödie. Roman von **Guy Chantepleure.** Aus dem Französischen.

Mit echt französischer Anmut und Grazie erzählt der unseren Lesern bereits vorteilhaft bekannte Verfasser seine auf einer sehr originellen Idee aufgebaute, zum Herzen sprechende Geschichte.

Ein gewagtes Spiel. Von **Ellen Thorneycroft Fowler.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein gut Teil Lebensweisheit steckt in diesem mit behaglichem Humor erzählten Roman, dessen auf einem seltsamen Quiproquo beruhenden Irrgängen wir mit Staunen und Interesse folgen.

Der heilige Ehestand. Von **Ingeborg Maria Sick.** Aus dem Dänischen.

Wirkliches Leben, vortrefflich geschaute Gestalten begegnen uns in dieser von hoher poetischer Schönheit verklärten, von tiefem ethischem Gehalt durchdrungenen und dabei überaus anmutigen Geschichte, worin die rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasserin die grundverschiedenen Ehen eines Schwesternpaars einander gegenüberstellt.

Kein Held. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen.

In männlich-sicheren Zügen schildert Hornung die Figuren seiner ebenso originellen als ergötzlichen Geschichte, deren Schauplatz die Riffelalp mit ihrem vorzüglich geschilderten Touristengewimmel bildet.

Eine romantische Heirat. Von **Marguerite Poradowska.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

In diesem flott und temperamentvoll geschriebenen Roman führt uns die beliebte Erzählerin nach ihrer galizischen Heimat, mit der sie aufs innigste vertraut ist und die sie auch uns lieb und wert zu machen weiß.

Don Juans Frau. Von **Paul Oskar Höcker.**

In dem hinreißenden Schwung, der der Darstellungskunst Paul Oskar Höckers eigen ist, gibt dieser originelle und spannende Roman – den die junge Frau eines modernen Don Juan erlebt – eine Fülle von geistreichen Ein- und Ausfällen, von treffsicherer Menschenbeobachtung und poetischem Stimmungszauber der bunt wechselnden Schauplätze.

Die junge Frau Kaudel. Von **George R. Sims.** Aus dem Englischen.

Ein lustiges Buch voll feiner Satire, das seinem Vorbild, den weltberühmten Kaudelschen Gardinenpredigten, nichts nachgibt. Sein köstlicher Humor macht es namentlich auch zum Vorlesen in heiteren Kreisen geeignet.

Die Referendarin. Von **Carl Busse.** 2 Bände.

Dieser lebensprühende Liebesroman des bekannten Dichters gehört zum Besten seiner Gattung! Niemand wird sich der Wärme und der elementaren Gefühlskraft der Darstellung entziehen können. In der Schilderung des Kleinstadtmilieus kommt auch ein liebenswürdiger Humor zu seinem Recht, und so kernig modellierte Gestalten wie der prächtige Assessor Buttche prägen sich dauernd der Erinnerung ein.

Auf der alten Fährte. Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.
Die ganze Urwüchsigkeit des amerikanischen Grenzerlebens tritt uns in diesen fein pointierten, mit trockenem Humor erzählten Geschichten des berühmten Meisters der Novelle entgegen.

Elias Portolu. Von **Grazia Deledda.** Aus dem Italienischen.
In ihrer stark ausgeprägten Eigenart schildert uns hier die berühmte Sardin schlichte, goldechte Menschen ihrer schönen Heimatinsel, die heiß und ursprünglich empfinden. Mit psychologischer Feinheit zeichnet sie die Seelenzustände des Helden und deckt die verborgensten Falten eines ruhelosen Menschenherzens auf.

Bekenntnisse einer Frau. Von **Mary Adams.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der ewige Gegensatz zwischen Mannes- und Frauenliebe dürfte kaum jemals ergreifender und mit größerer dichterischer Kraft geschildert worden sein, als in diesem geistreichen, von hohem sittlichem Ernste erfüllten Roman, der durchaus den Stempel des persönlich Erlebten trägt und vielleicht eben darum so ganz typisch wirkt.

„Einsamkeit 19“. Von **Fr. Lehne.**
Eine flott und amüsant geschriebene Erzählung, die in jedem Leser eine Stunde fröhlichen Behagens auslösen wird. Die noch junge Verfasserin führt sich mit dieser Erzählung aufs glücklichste bei uns ein.

Eine erlauchte Frau. Von **Henry Harland.** Aus dem Englischen.
Ein Kabinettstück feiner und zierlicher Erzählungskunst ist diese von liebenswürdigem Humor durchwehte Geschichte, in der sich der Verfasser von „Des Kardinals Schnupftabaksdose“ im besten Lichte zeigt.

Des Lebens Enge. Von **Hanns von Zobeltitz.** 2 Bände.
Dieses neueste Werk des allgemein beliebten Erzählers gibt einen Ausschnitt aus der heute alle Welt bewegenden Frauenfrage, die er in ganz eigenartiger Weise behandelt. Die reichbewegte Handlung des Romans führt den Leser bald in die großartige Natur des Engadin, bald in das stille Leben des norddeutschen Adels, bald in die flutenden Wogen der Großstadt.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Die beiden Wildtauben. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.
Die reichbewegte und psychologisch fein geführte Handlung dieses neuesten Werkes des berühmten Erzählers zeigt die Schicksale zweier Försterskinder, die „beiden Wildtauben“ genannt, die nach einer in der Großstadt empfangenen Erziehung in die Waldeinsamkeit verschlagen werden, zeigt, wie die eine Wildtaube ihr bescheidenes Glück im engen Kreise findet, während die andere, von den Stürmen der Leidenschaft getrieben, sich verfliegt und in Not und Verderben gerät.

Im Wagen des Bischofs. Von **Miriam Michelson.** Aus dem Englischen.
Mit echt amerikanischer Lebendigkeit und köstlicher Naivität, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, erzählt in dieser originellen Geschichte ein „smartes“ Yankee-Mädel seine lustigen Abenteuer.

Auf Tod und Leben. Von **Ewald Gerhard Seeliger.**
Ob der begabte Verfasser dieses bunten Novellenstraußes heitere oder düstere Töne anschlägt, stets weiß er mit sicherem Blick die Eigenart von Menschen und Dingen zu erfassen und dem Leser originell geschaute, scharf ausgeprägte Lebensbilder vor Augen zu führen.

Die Stärkere. Von **Riccardo Pierantoni.** Aus dem Italienischen. 2 Bände.
In glühenden Farben schildert der hochbegabte, in seiner Heimat rasch berühmt gewordene Verfasser, den in Deutschland einführen zu dürfen, wir uns zu besonderer Ehre rechnen, den tragischen Konflikt eines Seemanns zwischen seiner Leidenschaft für die See und seiner späten Liebe zu einer schönen, warmherzigen Frau.

Das glückliche Tal. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen.
Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen prächtigen Fjorden, seinen grünen Tälern und seinen fischreichen Strömen.

Sonja. Von **J. Blicher-Clausen.** Aus dem Dänischen.
Mit tiefem, innigem Verständnis behandelt die unter den nordischen Erzählern in allererster Reihe stehende Verfasserin der Liebe Allgewalt, zugleich aber auch das Problem des Verhältnisses der zweiten Frau dem Gatten und einem feinfühligen Kinde gegenüber. In ergreifenden Worten entrollt sich vor uns das Schicksal dreier Menschen, die wir alle drei gleich lieb gewinnen.

Der Schatten des Stricks. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der bekannte Verfasser von „Ein Einbrecher aus Passion“ erweist sich auch hier wieder als ein Meister des Kriminalromans, wenn man diese Bezeichnung auf ein Buch anwenden will, das sich sowohl durch das darin behandelte Problem, als auch durch die überlegene Art und Weise, wie sich der Autor damit abfindet, weit über den Durchschnitt dieser Gattung erhebt.

Huguettes Abenteuer. — Claude Chamboches Sekretär. Von **Guy Chantepleure.** Aus dem Französischen.
Zwei Lustspiele sind es eigentlich, die der unsern Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser hier in Novellenform bietet. So anspruchslos die amüsanten Geschichten auch sind, so muten sie doch durch die Grazie der Darstellung, ihren echt französischen Esprit aufs liebenswürdigste an.

Wenn ich der König wär'! Von **Justin Huntly Mc Carthy.** Aus dem Englischen.
Die problematische Natur des zur Zeit Ludwigs des Elften lebenden namhaften Dichters François Villon steht im Mittelpunkt dieser dramatisch bewegten, flott und frisch erzählten Geschichte, die, reich an abenteuerlichen Vorgängen, zugleich ein interessantes historisches Gemälde darstellt.

Die holde Törin. Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.
„Die holde Törin“ Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glänzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den heißen Atem der Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.